Gottfried August Bürgers Einfluß

auf

August Wilhelm Schlegel.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

vorgelegt von

Siegfried Kadner
aus Kirchenthumbach.

1919

Druck von C. Behrens, Berlin.

G.A. Bürger-Archiv

G.A. Bürger-Archiv

Referent: Prof. Dr. Wolff

Tag der mündlichen Prüfung: 26. Juli 1919.

Zum Druck genehmigt:

KIEL, den 29. Juli 1919.

Dr. Ebeling
z. Zt. Dekan.

G.A. Bürger-Archiv

INHALT:

	Seite
Persönliche Beziehungen	5
1. Gründe, die Schlegel bewogen, in Göttingen zu studieren	5
2. Erster Kontakt mit Bürger	6
3. Bürger als akademischer Lehrer	6
4. Ursachen der gegenseitigen Anfreundung	9
5. Entwicklung der persönlichen Beziehungen	11
6. Wechselwirkung auf das persönliche Verhalten	18
7. Einführung in Dichterkreise	19
8. Publikation Schlegelscher Produkte	19
Literarische Einflüsse	20
A. Auf Schlegels Lyrik:	
1. Das musikalische Element	22
2. Anakreontische Stilmittel	27
3. Dem Sturm und Drang verwandte Stilmittel	32
4. Sonstige Stilelemente	37
5. Ballade und Bänkelsängerballade	40
6. Das erotische Moment	41
7. Das Sonett	42
8. Lesearten	50
9. Schlegels Selbstbeurteilung als Lyriker	52
10. Bürger als Quelle vermutet	53
B. Auf Schlegels Uebersetzungen:	
1. Bürgers Uebersetzungspraxis	55
2. Shakespeareübersetzung (Sommernachtstraum)	55
3. Italienische Literatur	60
Schlegels „Betrachtungen über Metrik"	61
C. Auf Schlegels romantische Theorieen:	
1. Bürgers und Schlegels Stellung zum Sturm und Drang	66
2. Homer	72
3. Germanistische Neigungen	76
4. „Münchhausen" ein Volksbuch!	80
5. Percy	81
6. Die Balladendichtung	84
7. Das Wunderbare	90
8. Der demokratische Zug Bürgers	93
9. Bürgers „Volkstümlichkeit"	95
10. Schlegels Stellung zur „Volkstümlichkeit"	98
11. Friedrichs und Carolinens Einwirkung auf Schlegels Bürgeraufsatz	100
12. Inwiefern berührt sich Bürgers Gegensatz zur Klassizität mit der Romantik?	106

G.A. Bürger-Archiv

Die Gründe, die August Wilhelm Schlegel bewogen, im Jahre 1786 die Universität Göttingen zum Ort seiner Studien zu wählen, sind unschwer zu erkennen. Es war für ihn, der aus Hannover gebürtig war, die nächste und zugleich die Landes-Universität. Außerdem konnte der 19 jährige Jüngling, der später selbst zugestand, er sei ein leidenschaftlicher Versemacher von Kindesbeinen an gewesen, (Böcking: Schlegels Werke Bd. VIII, S. 68) der schon 1785 durch ein Gedicht in Hexametern über die deutsche Dichtung sein Interesse für Literatur bekundet hatte, dort auf reiche Anregung für seine Veranlagung rechnen, die wohl zum Teil als ein Erbstück seines Vaters Johann Adolf Schlegel und seines Oheims Johann Elias Schlegel anzusehen ist.

Die Göttinger Bibliothek war damals zu einem stattlichen Umfang gediehen. Nirgends war die englische Literatur, unter deren Einfluß die deutsche damals stand, so vollständig vertreten. Auch die poetischen Werke romanischer Nationen waren nirgends in so reicher Sammlung vorhanden.

Daneben lasen gerade auf dem Gebiet der Philologie die namhaftesten Docenten: Bouterweck befaßte sich mit romanischer Literatur, Heyne mit klassischer Philologie. Die „Göttinger gelehrten Anzeigen" beschäftigten sich mit Kritik. Außerdem hatte der „Göttinger Hain" der Stadt den Ruf eines dichterisch produktiven Ortes verliehen, der durch den Musenalmanach, das erste deutsche Unternehmen dieser Art (gegründet 1770) noch gesteigert werden mußte.

Ein Motiv jedoch zog den jungen Studenten vor allem magisch an: in Göttingen wohnte und wirkte der Dichter Gottfried August Bürger. Schlegel selbst äußert sich in diesem Sinne in seiner Anmerkung zur Bürgerrezension vom Jahre 1828 (Böck. VIII. 68): „Mir aber

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

— — — war nichts angelegener, als den Sänger der „Lenore“ kennen zu lernen“.[1])

Es ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen, wann es ihm gelang, diesen Wunsch zu verwirklichen. Lose Beziehungen zwischen ihm und dem Dichter müssen schon im Spätsommer 86 vorhanden gewesen sein. Denn der „Göttinger M. A.“ v. J. 1787, der unter Bürgers Aegide erschien, weist auf Seite 110 bis 115 ein Gedicht Schlegels auf „Die Bestattung des Braminen, Phantasie an meinen Bruder in Ostindien“. Nun erschien der M. A. stets im Herbste des Jahres, das dem Jahre, dessen Namen er trug, voranging. Außerdem geht aus einer Briefstelle Bürgers (Strodtmann IV. 208) vom 30. Juli 92 hervor, daß Bürger um diese Jahreszeit (Juli) die eingelaufenen Beiträge schon zu redigieren pflegte. Die Stelle lautet: „Die Zeit des M. A. ist da, und gleichwohl höre und sehe ich nichts von dir (d. i. von Schlegel).“

Wir müssen also diesen ersten Kontakt bis Mitte 86 zurückdatieren.

* * *

Bürger wirkte damals in G. als akademischer Lehrer. Die Briefe seines Hörers C. G. Lenz an Schlichtegroll (verö. v. Kluckhohn in Schnorrs Archiv XII. 83—84) werfen auf seine Tätigkeit in dieser Eigenschaft ein neues Licht. Er hatte für das Wintersemester 1787/88 2 Vorlesungen angekündigt, eine öffentliche über die Philosophie Kants und eine private über den deutschen Stil. Ueber die Hörerzahl in seinen Vorlesungen erfahren wir näheres aus dem Schreiben v. 4. Nov. 1787 (a. a. O. S. 83): „Gestern las B. das 2te Mal Kantische Philosophie. Er hatte das 1te Mal 24 Zuhörer, worunter 3 Prinzen-Hofmeister — — — Der Ruf brachte ihm gestern mehr denn 50 Zuhörer, die sein Lehrsaal kaum faßte.“ Brief v. 10. Nov. 1787 (a. a. O. S. 84) „er hatte heute mehr denn 50 Zuhörer. — — —“

In seinem „Privatum über den deutschen Stil“ habe er 12 Zuhörer (S. 83 u.). Daneben findet sich die ironisch vergleichende Bemerkung: „Heyne ließt auch für 1 oder 2 Stück Schweizer ein Privatissimum über den deutschen Stil. Ohe!“

G.A. Bürger-Archiv

Auf keinen Fall paßt auf die erwähnten Zahlenangaben, die sich auf das W. S. 87/88 beziehen, in dem Göttingen nur 854 Hörer hatte, (gütige Mitteilung des Göttinger Universitäts-Sekretariats) Sauers Aeußerung (Bürgers Ged. Einl. XXXIV Z. 10): „auch der Troß der Studenten ging achtlos an ihm vorüber“, eine Ansicht, die übrigens auch sonst in gangbaren Literaturgeschichten kursiert.

Von numerischen Belegen ganz abgesehen enthalten Lenz's Briefe die begeistertsten Urteile über Bürger. (a. a. O. S. 83.): Sein Vortrag ist über Erwarten gut, deutlich, faßlich, angenehm.“ Es folgen anerkennende Bemerkungen über Einteilung und äußere Form seiner Ausführungen. Dann fährt der Briefschreiber fort: „Seine Bescheidenheit, geschmackvoller Vortrag, Erläuterung durch häufige Beyspiele, selbst Versinnlichung durch Allegorie und Bilder erwerben gewiß Beyfall (S. 84. 10. Nov. 87)“. Sein „Beyfall“ in den Kant-Vorlesungen steigt (S. 84. 17. Nov. 1787): „Am Mittwoch hielt er eine Stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst — — —“.

Die mitgeteilten Briefstellen, die den steigenden Enthusiasmus des Schreibers, den wachsenden Beifall des Auditoriums und die zunehmende Zahl der Hörer dokumentieren, sind wohl im stande, uns zu zeigen, wie Bürger in seinem Auftreten und seinem Vortrag damals auf jugendliche Gemüter wirkte.

Zur Bestätigung sei noch eine Stelle aus dem Werke: „Blicke auf einen Teil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790,“ von G. A. v. Halem 1. 10. (zweyter Brief Göttingen den 10. Jul.) angeführt:

„Meinen Freund Bürger hab ich in dem ästhetischen Collegium besucht. Es freute mich, ihn unter einer ziemlichen Anzahl Zuhörer zu finden. Illusion war sein Thema und manche schöne Idee sprudelte, als zeugte sie der Augenblick, hervor.“ Anschließend stellt der Verfasser Betrachtungen an über Bürgers „Volksmäßigkeit“.

Diese Urteile wollen garnicht passen zu dem von Janentzky (Chr. Janentzky G. A. Bürgers akademische

G.A. Bürger-Archiv

Lehrtätigkeit I. Diss. München. 1909. 35 s.) angeführten Citat eines Hörers, des Historikers Woltmann. (Woltmanns Werke Leipzig 1820. 5 Liefrgn. 2,5 II.)

„Schon ward ihm ungemein schwer, bisweilen unmöglich, sich nur identische Sätze zu denken." Er habe „matt und langsam gesprochen und die Gewohnheit gehabt, lange Pausen zu machen, während er auf dem Katheder versuchte, ob ihm sein Gedanke ganz klar werden wollte." (V. 2. 510).

Nimmt man indes an, daß Woltmann B. in der Zeit seiner tiefsten Depression, nach seiner 3ten Ehe, nach Schillers Kritik, gehört habe, so ist sein Urteil wohl zu verstehen.

Wir dürfen wohl mit Sicherheit annehmen, daß A. W. Schlegel jene Vorlesungen hörte. Erstens spricht schon die verhältnismäßig große Anzahl Höhrer dafür, zweitens kam der Stoff der Vorlesungen seinen literarisch-philosophischen Neigungen entgegen — er hatte damals schon das Studium der Theologie mit dem der Philologie vertauscht —, drittens interessierte Kant in jener Zeit allgemein durch seine Neuheit — nur in Jena und Leipzig wurde damals schon seine Philosophie erläutert — und viertens und letztens hatte Schl. so dauernd Gelegenheit, mit B. in Berührung zu stehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also Schlegel Bürgers Hörer. Gewiß ist anzunehmen, daß B. als Persönlichkeit auch vom Katheder herab durch sein Temperament und durch seine Diktion auf Schl. einzuwirken vermochte, als Mann der Wissenschaft hatte er indes so wenig Eigenes und Persönliches zu bieten, daß er höchstens als Vermittler fremder Ideen in Betracht kam.

Christian Janentzky weist dies nach in: „G. A. Bürgers akademische Lehrtätigkeit I. Diss. München. 1909." Bürgers Vorlesungen über Kant wurden von seinem Freund Karl v. Reinhard als „Lehrbuch der Aesthetik", Berlin, Schüppel'sche Buchhandlung 1825, herausgegeben.

Janentzky beweist, daß B. in diesen Vorlesungen so gut wie nichts leistet. Die ästhetische Fachliteratur war ihm wohl geläufig, wurde aber so reichlich und fast wörtlich zitiert, und was bedenklicher ist, sehr häufig spaltenlang als eigene Ansicht ohne Angabe des Gewährsmannes, daß B.'s Aesthetik höchstens ein geschicktes Compilatorium genannt werden kann. Es wimmelt von „mosaikartig neben- und aneinandergereihten Entlehnungen" von Sulzer, Blair, Steinbart, Adelung, Mendelssohn u. s. f.

G.A. Bürger-Archiv

Wo also keine Bürger'schen Ideen vorhanden sind, kann auch von einer unmittelbaren Bürger'schen Einwirkung nicht die Rede sein.

* * *

Nun setzt zugleich mit den Jahren 87/88 die erste Periode literarischer Produktion bei Schlegel ein. Sie trägt schon damals, wie dargetan werden soll, Bürgersches Gepräge. Der erste erhaltene Brief Bürgers, in dem er von dem jungen Manne spricht, (datiert vom 12. Jan. 1789) setzt schon, dem Ton der Stelle nach zu schließen, eine längere und genauere Bekanntschaft voraus. „Habt Ihr den letzten M. (us.) A. (lm.) gesehen? unstreitig muß euch darin das Gedicht: „An Bacchidion" (S. 105 ff) sehr aufgefallen sein. War's nicht so stattlich, als ob ich es gemacht hätte? Sein Verfasser ist aber Schlegel, mein poetischer Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe!" (Str. III. 211) Wir dürfen also wohl annehmen, daß sich spätestens um die Wende 87/88 ein engerer Verkehr zwischen beiden anbahnte. Umsomehr, als Schlegels Gedichte aus dieser Zeit durchweg in Bürgers M. A. erscheinen.

Wie ist es zu verstehen, daß diese äußere Bekanntschaft so rasch zu vertrautem Verkehr, ja zu enger Freundschaft gedeihen konnte zwischen zwei Männern, die sich an Alter, Stellung und Wissen so ferne standen?

Bürger war in demselben Jahre, in dem Schlegel die Hochschule bezog, von dem härtesten Schlag in seinem an Mißgeschicken so reichen Leben getroffen worden durch den Tod seiner zweiten Gattin Auguste, der „Molly" seiner Lieder. — Seine Briefe und seine lyrischen Huldigungen an die Tote bezeugen, wie unsagbar verlassen

G.A. Bürger-Archiv

er sich fühlte. (Wie zart Schl. diese Wunde gerade zu pflegen wußte, geht hervor aus seinem Sonett „an Bürger“ (I. 352):

„Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?“

Die zweite Strophe: „Wie? du winkst mir“ gibt die Lösung: Sie ist im Himmel, bis mit dem Schlußterzett: „Wo bei Laura deine „Molly“ wohnt“, eine Wendung auftritt, die Bürger ungemein ansprechen mußte, da er ja die Tote damals in jener Form besang, in der sein Muster Petrarca seine Laura gefeiert hatte.)

Dazu kam, daß B.-s Ansehen in Professorenkreisen und infolgedessen auch in der Stadt nicht das beste war. Die Mißachtung, die er erfahren mußte, ging soweit, daß eben Schl. vor seinem Umgang gewarnt wurde, daß er seinen Aeußerungen v. J. 1828 nach zu schließen, sogar Gefahr lief, in seinem eigenen gesellschaftlichen Rufe geschädigt zu werden. (Böck. VIII. 68): „Die Tatsache kann ich bezeugen, daß mehrere Professoren der berühmten Universität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen, wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft. Und diese Geringschätzung gründete sich nicht so wohl auf einige Umstände seines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen als zu verdammen war, als darauf, daß er die brotlose Kunst der Poesie trieb und keine Compendien zu schreiben wußte. — — — Bei meinem Eintritt in das akademische Leben wurde ich sehr bedenklich gegen den Umgang mit Bürger gewarnt.“

Wie entschieden Schl. auch später diesem Göttinger Kastengeist gegenüber für Bürger Partei ergriff, dafür spricht eine Rezension der „Poetischen Blumenlese für das Jahr 1796 und f. d. J. 1797“ (Göttingen II Bdchn. Böck. X 353 ff.), wo er mit ganz besonderer Wärme für B. eintritt:

„Die vortreffliche Elegie auf Bürgers Tod von Göckingk wird kein Freund des Verstorbenen ohne die innigste Rührung lesen können. Aber auch ohne nähere persönliche Teilnahme (die Schl. offenbar für sich selbst in Anspruch nimmt) ist es ein Gegenstand gerechten

G.A. Bürger-Archiv

Schmerzes, ein außerordentliches Talent, gegen das von seiner frühesten Entwickelung an feindliche Gestirne verschworen zu sein schienen, vor der Zeit unter körperlichen und geistigen Leiden erliegen zu sehen. Wahrheit und herzliches Gefühl sind die Musen diesen Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leise berührt, ohne sie ganz zu verschweigen, und eine schonende Hand entschleiert die letzten unglücklichen Verhältnisse seines Lebens. Mit Recht wird die Wahl seines Aufenthalts getadelt:

— seine goldenen Früchte,
Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag,
Trug er — unglückliche Wahl! — am fernen Ufer der Leine.

und nachher:

Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es läßt sich in Deutschland kaum eine andere Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde. Hätte es nicht von seinem eigenen Entschlusse abgehangen (den ihm freilich Kränklichkeit und allerlei Umstände erschwerten), einen weniger unfruchtbaren Boden zu suchen, so hätte er, wie schon Haller vor ihm ausrufen können:

„O recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
mir diesen üblen Ort zur Wohnung auserlesen.“[2])

B. war also vereinsamt, und da ihm die Ansichten, die über ihn herrschten, bekannt sein mußten, so ist es schon deshalb erklärlich, wenn er die Neigung eines jungen Mannes, der ein Verehrer seiner Muse war, dessen literarisch kritische Anlagen seinem Wesen verwandt waren, nicht von der Hand wies.

Wie sich die Beziehungen zwischen beiden weiterhin entwickelten, erhellt aus der schon citierten Anmerkung zur Bürgerrezension (v. J. 1828 Böck. VIII. 68): „Da nun nach einiger Zeit der Umgang lebhafter wurde, bei unseren täglichen Spaziergängen die Poesie der beständige Gegenstand unserer Unterredungen war, da Bürger oft ganze Nachmittage bei mir zubrachte, in

G.A. Bürger-Archiv

meinem Zimmer an seinen Liedern arbeitete, oder auch scherzhafte Aufgaben der Versifikation mit mir um die Wette ausführte, so hielt man mich für einen schon halb verlorenen jungen Menschen.“ A. a. O. ist auch die Rede von „schlechten Versen“, die Bürger häufig in seiner Eigenschaft als Herausgeber des M. A. eingesandt bekam, „die oft der Gegenstand u n s e r s Schmerzes und u n s e r e r Verzweiflung waren“, was die Vermutung zuläßt, daß auch in Redaktionsangelegenheiten ein reger Meinungsaustausch zwischen beiden nichts Ungewöhnliches war.

Hierfür sprechen auch die folgenden Zeilen S. 68: „Er (B.) klagte darüber in dem „Gebet eines an das Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers“:

„Vergieb, o Vater der neun Schwestern,
Die unter deinem Lorbeer ruhn!
Vergieb es denen, die dich nun
Und immerdar durch Stümperwerke lästern:
Sie wissen selbst nicht, was sie thun.“

Dieses Epigramm taugte freilich nicht viel: bei der gewaltsam herbeigezogenen Anspiegelung hatte noch die Ueberschrift zu Hülfe genommen werden müssen. Kästner, der in allem, was auf die Religion Bezug hatte, sehr strenge gesinnt war, fand darin eine Profanation und schrieb:

Und spräch' er auch vom Kreuz herab noch frecher —,
Wer fragt danach? Er ist der linke Schächer!

Diese Zeilen wurden Bürgern in die Hände gespielt. „Was ist zu thun, mein verehrter Freund“, sagte ich: „Sie werden es schon in Geduld hinnehmen müssen; denn hier ist wirklich epigrammatischer Witz, und es ist nicht möglich treffender zu erwidern.“ Worin mir denn Bürger bereitwillig beistimmte.“ (Anm. 1828.)

Wie ferner aus B.-s Brief an Meyer vom 1. 3. 89 hervorgeht, hatte er ursprünglich sogar vor, seine „Akademie der schönen Redekünste“ mit Schl. zusammen als „Pantheon des Geschmacks und der Kritik“ herauszugeben.

Die Zeit des intimen Verkehrs, wie ihn Schl. hier schildert, setzt um die Wende 88/89 (Winter 88) ein.

G.A. Bürger-Archiv

Denn in dem schon erwähnten Brief vom 12. Jan. 1789 spricht B. von „seinem poetischen Sohn, an welchem er Wohlgefallen habe“. In dem Schreiben an Meyer (F. L. W. Meyer, der Biograph Schröters) v. 1. März 1789 (Str. III. 217) heißt es: „Ich habe ihn jetzt förmlich zu meinem Jünger aufgenommen. Zeuge dessen ist folgendes Sonett: „Kraft der Laute — — —“ (Sauer S. 148) Jenes Sonett, in dem Schl., wie es uns scheinen will, in etwas überschwenglichen Worten als „Junger Aar, der den Druck der Wolken überwinden werde, dem ein besserer Kranz bescheert sei, als Bürger selbst“ gepriesen wird, ist (im Winter) 88 verfaßt. Von Schl. erschien dazu ein Gegenstück in einem 7 strophigen Gedicht „an Bürger“ das im M. A. 89 erschien, und also auch schon Ende 88 abgefaßt sein mußte. Es verherrlicht vor allem den Sänger des „hohen Liedes von der Einzigen“. Die Tatsache, daß B. den Anfang:

„Es tönten die ersten zerstreuten Klänge
Des Göttlichsten der Liebesgesänge“

fast wörtlich in einem Brief an Meyer 1. März 89 (Str. III. 213) in ganz anderem Zusammenhange wiederbringt, beweist, wie er diese Huldigung würdigte. Es heißt dort: „Denn sie sind nun vereinigt, in ein Opus aere perennius, die ersten zerstreuten Klänge des Zärtlichsten der Liebesgesänge.“ Ueber die Form des Verkehrs äußert sich vorliegender Brief ganz ähnlich, wie o. Schl.: „Er ist sehr oft bei mir, sodaß ich fast diesen ganzen Winter seit eurem Abschied keinen andern Umgang mehr gehabt und verlangt habe.“ nur daß hier Bürgers Wohnung als Treffpunkt angegeben wird, während (Str. III. 245) Schl. an B. schreibt: „Wenn sie heute nichts besseres wissen, so kommen sie doch gegen Abend zu mir und trinken Thee bei mir“. Alle aufgeführten Belege sprechen vom Winter 88 ab für enge, persönliche, von dauerndem Gedankenaustausch begleitete Beziehungen zwischen beiden, über denen das offizielle Verhältnis zwischen akademischem Lehrer und Studenten völlig vergessen zu sein schien.

Von Friedrich Düsel ist eine Arbeit erschienen: „Bürger und Schlegel“ (Zeitschrift für deutsche Sprache

G.A. Bürger-Archiv

9. 1896. S. 56—64. S. 218—225), deren erster Teil sich eingehend mit der äußerst unglücklichen, vereinsamten Lage B.-s vor und kurz nach dem Bekanntwerden mit Schl. befaßt („Mollys Tod, eigene Krankheit, Elise Hahns dirnenhafter Betrug und Schillers erbarmungslose Rezension" S. 58. Göttinger „Zunft- und Gelehrtendünkel") und sie zur Begründung der Freundschaft heranzieht. Deren Verlauf wird an Hand der vorhandenen Briefe und der Bürgerrezension Schl.-s vom Jahre 1800 kurz skizziert, wobei der zwischen beiden herrschende freie Verkehrston gegen Bernays' abfälliges Urteil in Schutz genommen wird.

Die herkömmliche Ansicht, der „Troß der Studenten" habe B.-s Hörsäle „veröden lassen" (S. 58.) wird kritiklos übernommen. Das ohnehin spärliche Briefmaterial wird nur in beschränktem Umfange verwendet, worunter die Vollständigkeit der Darstellung leidet. Der wichtige Brief an Meyer vom 1. März 1789 (Str. III. 217 o.): „ich habe ihn jetzt förmlich zu meinem Jünger aufgenommen" fehlt, ebenso sämtliche Briefe aus den Jahren 91, 92 außer dem vom Jan. 91 (Str. IV 102). Offenbar sind mit Schl.-s Abreise aus Göttingen die Beziehungen zu Bürger nach Düsels Ansicht erledigt. Denn die Absicht, seiner Arbeit eine zeitliche Grenze zu setzen, spricht er nicht aus. Er übergeht das Gedicht „An Bürgers Schatten" 1810 (Böck. I 375). Die beiden Huldigungsgedichte aus der Göttinger Zeit werden erwähnt.

Die Schlegelschen Rezensionen der Gedichte B.-s und des „Hohen Liedes" werden mit knappen Worten, die erste als „liebevoll eingehend aber keineswegs blindlings lobend", die zweite als „fast religiös begeistert" abgetan. (S. 63.) Damit schließt Düsels Untersuchung, welche, nur 8 Buchseiten umfassend, sich zeitlich und inhaltlich im engsten Rahmen hält und über die Betrachtung persönlicher Beziehungen nicht hinausgeht. Der II. Teil der Arbeit, das Sonett betreffend, welcher ungleich reichere Ausbeute bietet, wird an anderer Stelle behandelt werden.

Der persönliche Verkehr zwischen B. und Schl. machte den brieflichen entbehrlich, sodaß die Korrespon-

G.A. Bürger-Archiv

denz zwischen beiden erst im Jahre 91 beginnt, als sich Schl. als Hauslehrer in Amsterdam befindet. Die Briefe aus jener Zeit sprechen nicht nur für den engen Anschluß, sondern auch für den scherzhaft neckenden Ton, der sich zwischen beiden herausgebildet hatte, und der sicher von B., der ihn auch sonst im Verkehr mit seinen Freunden liebte, angeregt worden war. So schreibt Schl. (hier noch in G.) Jan. 1791 (Str. IV. 102): „An Gottfried August Bürger, des hl. deutschen Reichs erwählten Volkspoeten, allzeit Mehrer des guten Geschmacks." In demselben Schreiben steht mit komischer Grandezza: „Ew. Poetisirlichkeit." Immerhin schließt der Schreiber, um doch nicht zu verletzen, mit den Worten: „Verzeihen Sie meine Narrheit". In ähnlicher Weise beginnt ein Schreiben aus Amsterdam vom 11. Juni 1791 (Str. IV. 122): „Gott grüße Dich, edler Volker! wie besteht die deutsche Dichterrepublik ohne mich ———" Der Brief v. 2. Juli 1791 (Str. IV. 126) vergleicht Bürger in nicht gerade achtungsvoller Weise mit einem jungen Raben, der aus der milden Hand des Herrn (Schl.) gespeist werde (mit Gedichten für den M. A.). Uebrigens liegt hier eine biblische Wendung vor, die auch Bürger liebte. Brief an Meyer v. 1. März 89 (III. 213 u. a. a. O.): „Der Gott Israels ist mir so grün nicht, daß er mir den Tisch durch Raben in der Wüste decken ließe." In dem erwähnten Brief Schl.-s findet sich die Anrede „Ihr" und das vertrauliche „Du" nebeneinander, während Bürger als der ältere fast durchweg sich die „Du"-form gestattet. Bürger scheint sich nach dem Abwesenden gesehnt zu haben. 31. Oktober 91 (Str. IV. 134 ff.) „Mein Sohn, — mein Söhnlein" nennt er ihn kosend. Und nach einem eingehenden Bericht über allerlei literarische und Hochschulnachrichten — Schl., vom deutschen Geistesleben isoliert, hatte darum ersucht, — schließt er: „Vale, faveque tuo G. A. B." Am 19. November 91 (Str. IV. S. 137) redet Schl. den Freund noch „allerliebster Herzensbürger" an, doch spricht er sonst per „Sie" auch per „Ihr", überhaupt ist ein etwas kühlerer Ton zu bemerken, der in seinen folgenden spärlichen Mitteilungen an B. noch mehr zur Geltung kommt. Das erscheint um so befremdlicher, als B.-s Ton immer

G.A. Bürger-Archiv

herzlicher wird. Am 30. Juli 92 (Str. IV. 208): „O Aar, o junger Aar!“ Mit dieser Reminiscenz ermahnt er den Jünger, Beiträge zum M. A. zu schicken. Einer seiner letzten Briefe bringt den vielleicht rührendsten Beweis seiner Zuneigung und seines Vertrauens. Nach der Scheidung von seiner dritten Gattin Elise glaubt er sich am besten zu erleichtern, wenn er den ganzen wütenden Schmerz des betrogenen Ehemannes dem jungen Freunde mitteilt. Nach beweglichen Klagen schließt er mit den Worten: „Gott bewahre Dich, lieber Junge, vor schlechten Weibern!“ (30. Juli 92. Str. IV. 210 o.) Diese Warnung gibt ganz die väterliche Gesinnung B.-s gegen seinen Freund wieder, den er vor einem ähnlichen Schicksal verschont wissen will. Wir haben keine Antwort Schlegels, die seine Anteilnahme bezeugen würde. Sein letzter Brief stammt vom 28. September 92. Bürger indes starb erst am 8. Juni 94. Die Korrespondenz zwischen beiden versandete also, was zum Teil auf den Mangel an persönlicher Berührung, zum Teil auf späterhin zu besprechende literarische Gründe zurückzuführen ist. —

Bei der Darstellung des persönlichen Verkehrs zwischen Bürger und Schlegel darf die Frau nicht vergessen werden, der für die Folge mitbestimmender Einfluß auf Schl.-s Entwicklung vorbehalten war — Caroline. Wie aus der von Erich Schmidt neu herausgegebenen Briefsammlung „Caroline“ von G. Waitz hervorgeht, spielt Bürger in den Beziehungen zwischen A. W. Schlegel und Caroline Böhmer, die bekanntlich in die Göttinger Zeit zurückreichen, eine gewisse Rolle. Carolinens Briefe verraten eine große Vertrautheit mit B.-s persönlichen Verhältnissen und eine fast noch größere mit seiner literarischen Produktion. Für die spätere innige Geistesgemeinschaft zwischen Caroline und A. W. Schlegel ist dieser Umstand von Bedeutung.

Als B. als Dozent nach Göttingen kam, befand sich Caroline als Gattin des Arztes Böhmer in Claustal. Persönliches von B. erfährt sie zuerst von ihrer Schwester Lotte im November 1785. (Waitz I. 135): „Am Sonntag ließen wir uns bey Bürger und seiner Frau melden

G.A. Bürger-Archiv

(Molly), sie nahmen uns aber nicht an — ich hatte es sehr gewünscht, und wäre Meyer wohl gewesen, so wäre es auch geschehen. — Denn er wünschte es sehr. Wenn ich mahl ins Conzert gehe, will ihn uns M. vorstellen —“

Dieser Wunsch hat sich bald darauf erfüllt. Als Caroline nach dem Tode ihres Mannes nach Göttingen zurückkehrte, wurde sie sehr bald nach ihrer Ankunft mit B. bekannt. Am 1. März 1787 schreibt sie an F. L. W. Meyer (damals in London): „Bürger hat mir gesagt, daß Sie wahrscheinlich zusammen nach Berlin gehen—“ (Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß Bürger und Meyer die Absicht hatten, sich in Berlin um ein Dozentenamt zu bewerben). Von da an begleitet Caroline B.-s persönliches und literarisches Geschick mit warmer Teilnahme, die jedoch von jeder Voreingenommenheit für den Dichter frei ist. B.-s unglückliche dritte Ehe beklagt sie. Freilich spiegelt sich in ihren Briefen auch der kleinstädtische Klatsch, der sich an diesen Skandal heftete, deutlich wieder (I. 216, 244 ff., 225, 246, 253 ff., 259, 271).

Ihr inniges Mitgefühl mit B. bekundet sich am sympathischsten in zwei Briefen aus dem J. 1794 I. 339. 10. Mai 1794 an Meyer: „Weist Du, daß Bürger sterben wird — im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung — wenn ihm der alte Dietrich (B.-s Verleger) nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wäre ich dort, ich ginge täglich hin, und suchte ihm diese letzten Tage zu versüßen, damit er nicht fluchend von der Erde schiede. Schreib ihm doch.“

I. 346. 7. Juni 1794 an Meyer: „Mit Bürger, das ist völlig so arg — ich weiß es von Dietrich. Die Finanzräthe glauben dergl. nicht gern, das inkommodirt sie. Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken, und ist von der übelsten Laune.“ Carolinens kritische Stellungnahme zu B. sowie ihre Rolle bei der Bürger-Schlegelschen Shakespeareübersetzung ist an anderer Stelle zu würdigen. Man sieht, daß sie B.-s unglücklichen Lebensabend mit herzlicherer Teilnahme verfolgt, als Schl. selbst, für dessen Verstummen ein Mangel an Dankbarkeit haftbar gemacht werden muß.

G.A. Bürger-Archiv

Wir kommen zu dem Resultat, daß die erste äußere Annäherung zwischen B. und Schl. im Spätsommer 86 stattfand, daß sie Winter 87/88 sich näher traten. Der Höhepunkt ihrer Freundschaft und ihres gemeinsamen Wirkens fällt um die Wende 88/89. Von da ab ist ein allmähliches Verflachen der Beziehungen bis zum Stillstand zu bemerken. Bevor wir auf die literarische Wirkung dieser Beziehungen eingehen, können wir eines vorausschicken, nämlich daß Schl.-s schriftstellerisches Interesse bis in sein hohes Alter hinein B. gegenüber nicht abnahm. In dem Katalog seiner nachgelassenen Büchersammlung, der 1845 von dem Buchhändler V. M. Heberle in Bonn zwecks einer Versteigerung herausgegeben wurde, finden sich alle bis dahin erschienenen Ausgaben B.-scher Schriften v. J. 1789 bis 1833. Sie sind aufgeführt auf S. 96 Nr. 1315 ff.: Die von B. eigenhändig redigierte Gedichtausgabe v. J. 1789, Karl von Reinhards Ausgaben v. J. 1796 bis 98, 1823, die in Dietrichs Verlag in G. erschienene Ergänzung vom Jahre 1833, und die ebenfalls bei Dietrich erschienene Gesamtausgabe von A. W. Bohtz vom Jahre 1835, schließlich: B.-s „Lenore" in drei englischen Uebersetzungen nebst Originaltext Wien 1798.

Wir haben hier eine für jene Zeit fast vollständige Bürgerliteratur.

* * *

Der Verkehr zwischen B. und Schl. war nicht ohne Wechselwirkung auf Wesen und Gebahren der beiden geblieben. Interessant für das persönliche Verhalten Schl.-s in der Göttinger Zeit ist eine Stelle aus einem Briefe seines Bruders Friedrich vom 24. Nov. 93. (Walzel S. 151 ff.): „In Deiner Prosa aber, in Deinem Gespräch bemerkte man allgemein (ich selbst konnte damals noch nicht urteilen) Etwas, das garnicht liebenswürdig war, und an Bürger erinnerte, der wahrlich auch nicht liebenswürdig ist." Bürger seinerseits bekennt in dem Brief an F. L. W. Meyer (Str. III 217. 1. März 1789): „Ich muß ihm (Schlegel) aber auch das Verdienst um mich einräumen, daß er durch sein Anschüren und Blasen die alte, fast hinsterbende Flamme des Busens wieder emporgebracht hat". Gerade diese Stelle scheint sich bildlich anzulehnen an ein Gedicht Schl.-s an B., verfaßt 1788 (Böck. II. 360) wo es in der 3. Strophe heißt:

„Ich wollte Dich mit Nektar tränken,
Und Kraft in deine Adern senken,
Bis diese matte Kälte wich — —"

Str. 4.

„Doch mir war nichts als diese Leier
Und in der Brust unsterbliches Feuer — — —"

G.A. Bürger-Archiv

Freilich, den Hauptgewinn aus dem Zusammensein zog A. W. Schlegel für sein schriftstellerisches Werden. Schon äußerlich war B. imstande, ihm die literarische Laufbahn zu ebnen. Er empfahl den jungen, noch unbekannten Mann literarisch tätigen Freunden, er erzählte in seinen Briefen wiederholt in den rühmendsten Worten von ihm. So in dem Brief vom 12. Jan. 89 (Str. III. 211), in dem er seinen Freund Meyer auf Schl.-s Gedicht „Bacchidion" aufmerksam macht. Auch Voß und Gleim scheinen wie Meyer B.-s Empfehlungen gewürdigt zu haben. Voß an B. 1. Juni 89 (Str. III. 238) „Ihren jungen Aar, dessen Flug auch mir Freude gemacht hat". Wenn Voß später in seiner Rezension [3]) der B.-schen Sonette von der „komisch-ernsthaften Schnurre" an den jungen Aar spricht, so wird dieser Wandel des Urteils erklärlich, wenn man Vossens damaligen polemischen Standpunkt gegen Schl. und die Romantik ins Auge faßt.

Gleim antwortet Bürger auf einen Brief, der Bouterweck und Schlegel lobend nebeneinandergestellt hatte, am 15. Nov. 89 (III. 293):

„An ihm (Bouterweck) und dem jungen Herrn Schlegel haben wir Ersatz unsers Abgangs." Boie 11. Mai 89 (Str. III. 231. ff.) äußert sich sehr anerkennend über Schlegels Sonett „Das Lieblichste", „besonders weil ich den jungen Mann liebe, und groß von ihm denke, wie Du."

* * *

Eine weitere Wirkung äußerer Art übte B. auf Schl.-s literarische Entwicklung dadurch aus, daß er für die erste

G.A. Bürger-Archiv

Publikation der Produkte seines Schützlings Sorge trug. Schon 1787 hatte er ein Gedicht Schl.-s in seinen M. A. aufgenommen. In diesem Almanach erschienen von da ab weitaus die meisten Gedichte Schl.-s aus der Göttinger Zeit. Seit Gründung der „Akademie der schönen Redekünste" erschienen seine Prosaaufsätze, zuweilen auch Gedichte wie „Ariadne", in dieser Zeitschrift, die eine Schöpfung B.-s war. (gegr. 1790.)

Ferner sorgt B. für Aufnahme Schl.-scher Schriften in fremde Zeitschriften. So ersucht er in dem Brief vom 20. Nov. 89 (Str. III. 299) um Aufnahme einer Rezension seines eigenen „Hohen Liedes", die von seinem Jünger verfaßt worden war, in Boies „Neues Deutsches Museum". Ja, er läßt den Namen seines Jüngers erst bekannt machen, als die Rezension eine gute Aufnahme gefunden hat, um ihn, dessen rasch erblühender Ruhm schon Neider gefunden habe, so zu beschützen. Freilich war diese Protektion für eine Kritik, die sein eigenes Lob so schallend verkündete, wohl nicht ohne Selbstsucht.

Man sieht also, wie sich Schl. unter B.-s Schutz in die Oeffentlichkeit wagen durfte, wie väterlich sein schriftstellerisches Fortkommen geleitet wurde.

Literarische Förderung sollte Schl. seinem Mentor in doppelter Beziehung zu verdanken haben, erstens auf formalem Gebiet als Lyriker und Uebersetzer, hier jedoch nur in zeitlicher Begrenzung, so weit sich der persönliche Einfluß erstreckte, zweitens auf theoretisch-ästhetischem und literar-historischem Gebiet. Diese letzten Einflüsse waren nachhaltiger und sollten für die Ausgestaltung der romantischen Auffassung des Schrifttums von Bedeutung werden.

Schl. begann seine schriftstellerische Laufbahn, wie dies gemeinhin der Fall zu sein pflegt, als Lyriker. Als solcher wird er von Erich Wulf in einer Dissertation gewürdigt. (A. W. Schlegel als Lyriker. Kapitel I Frühzeit Berlin 1913.) Die Arbeit beschäftigt sich zuerst mit den frühesten, unbekannten Dichtversuchen Schlegels —. Für die „Ariadne" wird als Quelle des ersten Teils Ovid, des zweiten Teils das 47. von 48 Büchern Dionysiaca

G.A. Bürger-Archiv

des Alexandriners Nonnos (5 Jh. n. Chr.) nachgewiesen. Besonders an Ovid hat Schl. sich so enge wie möglich angeschlossen. Die Ansicht von Bernays, der das Gedicht für eine höchstmögliche Annäherung an Bürger'sche Kunst hält, wird aus dem Feld geschlagen. Auch der Form nach hat nicht B., sondern Wieland Pate gestanden, dessen von Ariost entlehnte Stanze Schl. an Stelle der von Ovid gebrauchten elegischen Form übernimmt. Sehr treffend ist die Beobachtung, wie der vielleicht ererbte Hang zu erotischen Darstellungen (E. Wulf weist nach, wie schon Schl.-s Vater sich sehr in sinnlichen Schilderungen gefiel) sich mit der Wielandisch-schäferlichen Manier verschwistert. Doch gerade in diesem Zusammenhang hätten Bürgerische Einschläge nicht übersehen werden dürfen. Ueberhaupt bleibt die Darstellung des Verhältnisses B.-s zu Schl.-s Lyrik aus. In dem Kapitel „Frühzeit" hätte sie nicht fehlen dürfen. Mit dem Nachweis, daß Schl.-s Lyrik jedes Naturgefühl vermissen lasse, schließt die Dissertation. Es werden noch 3 Kapitel als Fortsetzung in Aussicht gestellt, ein Kapitel II, handelnd von Schillers literarischem Einfluß, — Wulfs Bemerkung: „Bürger hat auf Schlegel einen geringen inhaltlichen, dagegen sehr starken stilistischen Einfluß ausgeübt (s. Anhang), kann nur hinsichtlich der Lyrik Geltung beanspruchen — Kapitel III soll den romantischen Tendenzen gewidmet sein, während Kapitel IV eine zusammenfassende Charakteristik der dichterischen Physiognomie Schl.-s verspricht nebst den Resultaten einer eingehenden Stiluntersuchung und einer Darstellung Bürgerischer Einflüsse. Auf jeden Fall hätte B.-s Einwirkung am Anfang und nicht am Schluss der Schl.-schen Produktion behandelt werden müssen. Die Erweiterung der Dissertation wurde als Heft der „Berliner Beiträge für germanische und romanische Philologie", Emil Ebering Berlin, in Aussicht gestellt, ist indes bis jetzt noch nicht erschienen. Die Darstellung des B.-schen Einflusses auf Schl.-s Lyrik ist also noch zu leisten und soll im folgenden versucht werden.

* * *

G.A. Bürger-Archiv

Wir werfen zuerst die Frage auf: Welche poetischen Ausdrucksmittel stilistischer und metrischer Art gingen von B. auf Schl. über?

B. liebte die Alliteration bis zur Uebertreibung mit besonderer Bevorzugung von w und l S. 203 Z. 10: „Wie wann der Wolf die Herde scheucht"

S. 124 Z. 9:

„Wonne weht von Tal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel
Wonne weht mit weichem Flügel — — —"

In vier Zeilen neun anlautende w, die der klanglichen Physiognomie einen weichen, schmeichelnden Charakter geben.

S. 201 Z. 21:

„O Jammer! Nun gleichest Du Wasser und Wind
Wohl Winde verwehen, wohl Wasser verrinnt"

S. 199 Z. 23:

„O wenn's doch erst wieder tief Mitternacht wär"

S. 238 in dem Gedichte: „Untreue über alles"

Z. 9: „Wir herzten, wir drückten, wie innig, wie warm — — —
„Und wiegten uns — — —"

S. 239 Z. 21, 29: „Wie wann sie nun spräche —"

Z. 32: „Was sollt' ich wohl wählen,
Was sollt' ich wohl tun?"

S. 240 Z. 13: „Dann weißt Du die Wahl"

Für Alliterationen mit l bietet das erwähnte Gedicht auch Belege genug. Z. 7: „Lüftchen — belauscht" Z. 18: „Lieb Liebchen — liebst" S. 239 Z. 14: „Und ließe nicht eher mich ledig und los" S. 196 Z. 25: „O Lieber, mein Lieber laß fahren — — —"

Doch finden sich bei B. auch die anderen Konsonanten alliterierend verwendet. S. 203 Z. 11: „Er fegte die Felder, zerbrach den Forst" S. 176 Z. 21: „Komm, Küster, — hier komm mit dem Chor" S. 176 Z. 28: „Hart hinter's Rappen Hufen" S. 199 Z. 12: „Hast lieb gehabt, Herzchen? Hab's morgen Nacht mehr!"

G.A. Bürger-Archiv

Schl. verwendet die Alliteration mit derselben Häufung und mit derselben Bevorzugung von w und l.

Böck. I. 20. Z. 16: „Die, was sie will, aus meinem Wesen schafft" I. 352 Z. 2: „Wo sie wohnt" Z. 3: „Wo sie wandelt" Z. 5: „Wie? du winkst mir" I. 200 Str. 1: „Wiegt — Wähnen — — —" I. 36. Z. 7: „Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern" I. 16. Z. 8: „Mit wüster Willkür durcheinander werfen" I. 183 Str. 1: „Wie — Wellen —" I. 21. Z. 28: „Gewirbelt — Wankelmutes" I. 24 Str. 5: „Wut und Wonne wird mein Wesen" I. 184 Z. 9: „Wild — Wasserwogen —" II. 186 Str. 12: „Winde — wehe —" II. 186 Str. 22: „Wind — Wellen werden —" I. 23 Z. 7: „Wie vom West durchwühlt, ein Feld mit Halmen Immer höh're Wellen schlägt —" I. 86 Z. 5: „Aufgewirbelt — Westwinds" I. 19 Z. 18: „Weib — Weichheit".

Für gehäufte Klangeffekte durch anlautendes l bietet Schl. folgende Belege: I. 282 Z. 1: „Linde löst der Harfe Klimpern" II. 300 Str. 2: „Lebte länger als die Liebe" II. 345 Z. 1: „Ich liebte dich, du lächelnde Syrene! Nun lebe wohl, nun lieb ich dich nicht mehr" I. 184 S. 20. f.: „Lächelte — Leise Lüfte — — —"

Alliterationen mit anderen Lauten und Lautgruppen: I. 23 Z. 12 f.: „Zeit — Zufalls — Busen — Beben —" I. 36 Z. 28: „Der süße Kelch noch kaum gekostet" I. 328 Z. 1: „Schlank — Schlummer" II. 200 Str. 1: „Seel und Sinnen"

Eine Auswahl aller möglichen Alliterationskombinationen auf engem Raum findet sich I. 229 Str. 1:

„Tauig in des **M**ondscheins **M**antel
Liegt die stille Sommernacht
Und ein **R**itter **r**eitet singend
Wiesenplan und **W**ald entlang."

I. 18 S. 19: „In Nacht und Nebeldampf — — —", was fast wörtlich an Bürger anklingt: Sauer S. 354 Nr. 187 Z. 1: „In Nebelduft und Nacht versank — — —"

Die beiden Gedichte, in denen die erwähnten Citate vorkommen, liegen zeitlich enge beisammen, B.-s Gedicht verf. 1789, Schl.-s Ged. verf. 1790, sodaß eine Uebertragung der Formel nicht ausgeschlossen erscheint. In den beiden Wortgruppen „Nacht und Nebel", „Seel' und

G.A. Bürger-Archiv

Sinnen“ haben wir stehende Verbindungen vor uns, wie sie entweder wie hier durch gleichklingenden Anlaut, oder wie in „Sang und Klang“ durch den Reim zu Formeln erstarrt sind. Von solchen Formeln macht B. den allerausgiebigsten Gebrauch, sodaß er sich zu Neubildungen wie durch „Korn und Dorn“ verleiten ließ. Diese Neubildung wurde von dem jungen Schl. selbst gerügt, (s. Sauer S. 217 Z. 11 u. Anm.) immerhin finden wir die eigenartige Wendung „Scheuel und Greuel“ (Sauer 240 Z. 4) bei ihm wieder, (II. 158 Z. 15) allerdings als Reime verwendet.

B. liebte es, ganze Verse auf einen Vokal zu stimmen, oder eine Vokalmischung eintreten zu lassen, die sich der auszudrückenden Idee oder Empfindung anpassen soll. Schöne Beispiele dieses Kunstmittels weist das „Lied vom braven Mann“ auf, wo wir es, in geschickter Steigerung verwendet, antreffen.

S. 203 Z. 17:

„Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis“

S. 204 Z. 5:

„Die Schollen rollten Schuß auf Schuß“

S. 204 Z. 11:

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß“.

In der ersten citierten Stelle geben die drei **o** schon einen gewissen Eindruck von dem hohlen Geräusch der brausenden Flut, in der zweiten Stelle sind **o** und **u** zu einer dumpfen klanglichen Wirkung verbunden, bis schließlich in dem Vers: „Die Schollen rollten Stoß auf Stoß“ das tonmalende **o** sich zum dominierenden Vokal durchringt. S. 241 Nr. 90 Z. 3: „Da flüstert's und stöhnt's so ängstiglich“. Die Mischvokale **ü, ö, ä** sind hier mit Zischlauten verbunden zur Zeichnung einer schwülen, bangen Situation. Aehnlich in demselben Gedicht: S. 243 Z. 26 ff.: „Er zog sie zur Laube, so düster und still, Von blühenden Bohnen umdüftet“ S. 257 Z. 17: „Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs“ S. 233 Z. 31: „Gesagt, getan, der Wildgraf schwang sich über'n Hagen rasch voran“. Ein siebenmaliges Erklingen von **a**. S. 57 Z. 15: „Flammen, Wasserfluten, Schlachten“ S. 294 Nr. 108 Z. 9:

G.A. Bürger-Archiv

„Mit Hacke, Karst und Spaten ward“. Daß sich solche Klangeffekte nicht zufällig auch in Schl.-s Dichtungen verirrten, sondern bewußt von ihm als ein Element seiner Technik aufgenommen wurden, dafür spricht die Schärfe, mit der er ihre Wirkung in seiner Kritik des B.-schen „Hohen Liedes von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“ hervorhebt. In diesem Gedicht findet sich die Stelle: S. 122 Z. 7—9:

„Wie aus Graus und Moderduft
In verschlossner Totengruft
Fühlt er froh sich auferstanden“.

Darüber äußert Schl.: „Ich muß hier noch die ausdrucksvolle Mischung der Vokale in der siebenten, achten und neunten Zeile bemerklich machen. Die beiden ersten enthalten eine Menge tief und dumpf klingender Vokale. In dem neunten Verse hingegen steigen sie von der Tiefe bis zur Höhe des a in dem Reimworte empor, bestimmen die Deklamation auf musikalische Weise und gewähren ihr eine sehr angenehme Hilfe. — Das Gedicht ist zu voll von dergleichen Feinheiten, als daß ich sie jedesmal sollte auseinander setzen können.“ (Sauer Anm. 122.)

Wir dürfen also wohl ähnliche vokalische Wirkungen in seinen eigenen Gedichten (der Göttinger Zeit) auf B.-s Anregung zurückführen. Beispiele: II. 229. Z. 15. ff.: „Schmiegst mit ihm dich still im Dunkel Ueber Stege, glatt und schmal“. Das vorsichtige Sich-Schmiegen soll hier durch die fünffache, ja sechsfache Wiederholung des **i** wohl wiedergegeben werden. I. 156 Z. 1: Purpurglüh'nde Morgenröte“. I. 59 Z. 9: „Hohl donnernd stürzt die Felskluft in den Schooß Des dumpfen Hades dich“ II. 348 Z. 1: „Aus eines andern Armen kam sie“, wo Alliteration und Assonanz vereinigt sind. Eine Drohung wird durch **o** ausgedrückt: II. 345 Z. 12: „Mein Bogen droht und horch! —“ I. 232 Z. 3: „Und es traf sein Schlag gewaltig, Daß der schwarze Deckel sprang“. Vgl. die Echoreime des Sonetts I. 347 Z. 3 ff.: „Soll ich stets ungeliebt der Spröden fröhnen? Höhnen.“

B.-s Streben nach musikalisch-naturalistischer Wirkung ist zu betrachten im Zusammenhang mit seiner ausgeprägten Empfänglichkeit für Gehörseindrücke auf

G.A. Bürger-Archiv

Kosten der Gesichtseindrücke und deutet insofern auf die Romantik hin, deren „(romantische) Bildlichkeit überhaupt die klareren und deutlicheren Gesichtserscheinungen durch die weit ungewisseren Gehörsphänomene ersetzt", wie O. Walzel sich ausdrückt (Deutsche Romantik. Aus Natur und Geisteswelt, Leipzig, S. 93. Z. 13). Eine eingehende Untersuchung der visuellen und akustischen Darstellungsmittel B.-s würde bestimmt ein Ueberwiegen der letzteren zeigen. Zur Erläuterung diene „Der wilde Jäger" (Sauer Nr. 88), beginnend:

„Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn;
„Halloh! Halloh! zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn; —
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel."

Der Ort des Aufbruchs zur Jagd, vermutlich ein Schloßhof, wird nicht erwähnt. Der Rheingraf, seine Begleiter, seine Meute werden im Aussehen mit keinem Wort geschildert. Die Vorstellung „Hund" und „Meute" wird durch „Laut klifft' und klafft' es" (eine echt Bürgerische Figur!) rein akustisch vermittelt. Aber der Kommandoruf des Grafen, das Wiehern des Hengstes, das Rasseln des Trosses, das alles spricht überlaut zur Phantasie. In der vorletzten Strophe derselben Ballade muß der Rheingraf zur Strafe „Sehn das Knirschen und das Jappen Der Rachen, welche nach ihm schnappen", eine Verwechslung sichtbarer und hörbarer Vorgänge, denn das Knirschen kann man nicht sehen. In der „Lenore" (Sauer Nr. 76) zieht jedes Heer „— -- — mit Sing und Sang Mit Paukenschlag und Kling und Klang" nach Hause, auch hier wieder typisch Bürgerische Redefiguren, die sich an das Klangliche heften. Von Fahnen und Standarten, von dem bunten, bewegten Bild der heimkehrenden Truppe nichts als die „grünen Reiser", mit welchen die Krieger geschmückt sind!

Das „trap trap trap Als wie von Rosses Hufen", das „klinglingling!" und schließlich die Anrede (kündigen Wilhelm an. Von seinem Aussehen in dem gespenstischen Mondschein, von dem seines Pferdes kein Wort! Der

G.A. Bürger-Archiv

geisterhafte Ritt mit seinem „hurre hurre, hop, hop, hop!", das „husch, husch, husch!" des „luftigen Gesindels" das alles spricht durch das Gehör lebhaft zur Einbildungskraft. Trotz des hellen Mondscheins, der über der Landschaft liegt, werden die visuellen Eindrücke nirgends betont. Die erreichte Wirkung ist eine bedeutende Steigerung der unheimlichen Stimmung. Der Hang zu den unsicheren, schwankenden, oft vieldeutigen Gehörserscheinungen hängt enge zusammen mit dem Zug zum Wunderbaren, welches ohnehin eine nächtliche, nebelhafte, schattenhafte Szenerie benötigt, in der die sichtbare Welt zurücktritt. Man denke nur an die ganze tönende Traum- und Wunderwelt der romantischen Dichtung, und man wird verstehen, wie auch in diese Welt gewisse Fäden von B. herführen.

* * *

B.-s Vorliebe für Lautmalerei ist also in seiner akustisch orientierten Empfänglichkeit begründet und demnach etwas rein Persönliches, während andere Stilmittel mit zeitgenössischen literarischen Strömungen zusammenhängen.

* * *

B. gehört nicht ohne weiteres dem Sturm und Drang an. Im „Hain" spielt er mehr die Rolle eines Gastes, als die eines Vorkämpfers der neuen Ideen. Er soll es nach Voß' brieflichem Bericht über das erste Bundesfest (3. Okt. 72) gewesen sein, der auch auf Wieland ein Hoch ausbringen wollte. Die Tatsache ist bezeichnend, denn anakreontisch - Wielandische Stilmittel finden sich in seinen frühen und späteren Dichtungen neben solchen des Sturms und Drangs. Die ersten sind übernommen, werden weiter gepflegt und spielen demnach Schl. gegenüber die Rolle sekundärer Einflüsse, während in den Darstellungsmitteln, die auf den Sturm und Drang hinweisen, sich B.-s Eigenart viel deutlicher durchringt. Sie können als primär gelten. Wonne, Wollust, schmeicheln, tauen, nippen, saugen, das Pärchen in der Myrtenlaube, die

G.A. Bürger-Archiv

girrenden Tauben der Venus, der Nektar im Becher und auf den Lippen des Mädchens — das ist die anakreontisch-schäferliche Terminologie, wie wir sie in B.-s Dichtungen antreffen. (B. ist als Schöpfer von Neubildungen und neuen Zusammensetzungen sehr unternehmend. In der Arbeit von Charles Reining „G. A. Bürger als Bereicherer der deutschen Sprache". Zeitschrift für deutsche Wortforschung 14. 1912-13 werden nicht weniger als 1018 Wörter aufgezählt. Auch Voß und Stolberg haben (nach Reining) in ihren Uebersetzungen solche Bürgerische Wörter verwendet.)

B. hatte unter allen Synonymen: Lust, Freude, Vergnügen, Wonne eine ganz entschiedene Vorliebe für das letztere. S. 361 Nr. 193 Z. 8, S. 328 Nr. 168 Z. 4, S. 63 Z. 15, S. 124 Z. 9, Z. 12, S. 129 Z. 21, S. 337 Z. 16,. u. a.

Zusammensetzungen mit „Wonne" finden sich sehr häufig: S. 135 Nr. 61 Z. 1: „Wonnelohn" — S. 136 Nr. 62 Z. 4: „Wonnesitz" — S. 67 Z. 10: „Wonnebett" — S. 141 Z. 25: „Wonnebringer" — S. 373 Z. 10: „Wonnetal" — S. 50 N. 15 Z. 9: „Wonnetaumel", ein besonders bezeichnendes Compositum, da auch das Wort „Taumel" zu B.-s Lieblingsausdrücken gehört. Daneben finden sich Adjektive, wie S. 40 Z. 11, S. 98 Z. 27: „wonnig" — S. 46 Z. 19, S. 25 Z. 18: „wonniglich" — S. 20 Z. 25: „wonneseliger" — S. 35 Nr. 7 Z. 1: „wonnereich" —

Die gleiche Vorliebe findet sich bei Schl.: Bd. I S. 201 Z. 8, Bd. I S. 12 Z. 8, S. 17 Str. 1, S. 29 Z. 1, S. 19 Z. 3, S. 32 Z. 7, S. 216 Z. 11, S. 336 Z. 9, S. 255 Z. 10, S. 291 Z. 3.

Zusammensetzungen mit „Wonne", die in ihrer befremdlichen Neuheit noch mehr für die Bevorzugung des Wortes sprechen:

Bd. I S. 25 Str. 1: „Wonnegeberin" — I. S. 199 Z. 9: „Geberin der Wonne". Adjektiva: Bd. II S. 346 Z. 27: „wonnetrunken" — I S. 43 Z. 14: „wonnevoller" — I S. 72 Z. 14, der geküßte Mund: das „Tor der Wonne". Schließlich: I S. 36 Z. 8: „Götterwonne".

Die Häufigkeit des Wortes „Wollust" ist ein stilistisches Faktum, das auf eine persönlichere Note, nämlich die erotische, hinweist: Bei B.: S. 382 Z. 6, S. 403 Z. 32,

G.A. Bürger-Archiv

S. 421 Z. 4, Z. 17, S. 371 Z. 18, S. 89 Z. 1: „Wer nie in schnöder Wollust Schoß", außerdem: S. 62 Z. 3 in personifizierendem Sinn: „Die Wollust ist sie bei der Nacht" — S. 411 Z. 10, S. 373, Z. 14, Z. 25, S. 62 Z. 3, S. 51 Z. 23 wird sogar die Luft des Sommers „wollustvoll" genannt.

Bei Schl. findet sich I. 329 Str. 4 die echt Bürgerische Bildung „Wollusttaumel". (Es sei erinnert an B.-s „Wonnetaumel" S. 50 Nr. 15 Z. 9: „Taumel" findet sich bei B. S. 129 Z. 6: „Nahe dich dem Taumelkreise, Wo ihr Nelkenatem weht", S. 374 Z. 3: „Komm zurück, du holder Taumel") Schl. I. S. 368 Z. 12: „In der Wollust kühlem Schooße" ganz ähnlich wie oben bei B. S. 89 Z. 1: „In schnöder Wollust Schoß." I S. 363 Z. 14, I S. 233 Z. 8, Schmeicheln: bei B.: S. 31 Nr. 5 Z. 14, „umschmeichelt", S. 148 Nr. 72 Z. 3, S. 50 Z. 2, S. 46 Z. 9, S. 187 Z. 27, S. 366 Z. 11, S. 112 Nr. 49 Z. 2, Nr. 55 Z. 11, S. 41 Z. 14, S. 45 Nr. 13 Z. 4: „Schmeicheleien" — S. 47 Z. 17: „Schmeichelliedchen" S. 121 Z. 9: „Schmeichler" — S. 130 Z. 14: „Schmeichelflut".

Bei Schl.: I 183 Z. 6, 199 Z. 8, 200 Str. 1, II. 350 Z. 6, I 191 Z. 10:Schmeichelrede" I 184 Z. 2: „Schmeichellüfte" I 17 Z. 21: „Schmeichlerin".

Tau, tauen. Bei B.: S. 39 Z. 30, 403, Z. 27 S. 130 Z. 35, S. 241 Nr. 90 Z. 9, als Verbum in übertragenem Sinn S. 59 Z. 14 „Es möchte deinen Wert Ein Tröpfchen Gunst betauen".

Als Umschreibung für Tränen: S. 48 Z. 21:

„Was auf diese dürre Auen
Von der Unschuld Tränen fällt,
Wird gesammelt zu betauen
Die Gefilde jener Welt".

Bei Schl. in dem eben erwähnten Sinn: I. S. 35 Z. 8: „Mit dem Thau der Treuen Grab erfrischen", ebenso I. S. 20 Z. 1: „Den süßen Thau der holden Augen" (Vorstellung: Die Tränen der Geliebten wegküssen) ebenso: I 186 Str. 1: „Und entküßt den Thau mit warmen Lippen", I. 352 „Die Flur bethauen" I 212 in sehr gewagter Verwendung: „Wie die Locken um sie thauen", I. 282 Z. 15:

„Oder thaut mit leisem Klimpern
Liebesträum' auf meine Wimpern".

G.A. Bürger-Archiv

I. 229 Z. 1:

„Thauig in des Mondscheins Mantel
Liegt die stille Sommernacht".

nippen: Bei B.: (S. 62 Z. 15)

„Selinde schenkt mir Nektar ein,
Erst aber muß sie selber nippen"

S. 146 Z. 5: „auszunippen" S. 334 Z. 13: „Sie tippen hie, sie nippen da" gemeint sind Küsse.

Bei Schl. (in dem eben erwähnten Sinn): I. 186 Z. 5: „Küsse nippen" I. 175 Z. 3: „Nektar nippen" (wie oben bei B.)

Saugen: bei B.: S. 146 Nr. 69 Z. 7: „Saugt aus Amaryllis Lippen" ähnlich: S. 78 Z. 21: „Aus deinem süßen Munde Laß saugen süßen Tod" S. 113 Z. 15: „Lieb und Leben saugen" S. 69 Z. 26: „Saugt aus Wein sein Leben".

Bei Schl.: I. 32 Z. 6: „Laß von deinen Lippen saugen" (wie oben bei B.) I. 20 Z. 3: „Weh mir! ihn einzusaugen Das nährte nur den Brand" (Tränen der Geliebten). II. 363 S. 10 ff.: „Jenen Strahl aus deinem Himmelsauge Den ich dürftig nur im Geiste sauge", I. 128 Z. 23: „ihren blauen Augen Den Himmel zu entsaugen" (Hier findet sich das Bild wohl in der kühnsten Anwendung) I 25 Str. 3: „Und saug es ein mit deinen Tönen".

Zu dem poetischen Apparat anakreontischer Herkunft, der von B. auf Schl. überging, gehört die „Myrte".

Bei B.: S. 80 Z. 1: „Unter Myrten, wo wir fallen" S. 84 Z. 13: „Myrtenhut" S. 438 Z. 2: v. u.: „Myrtenzweigen" S. 60 Z. 5 v. u.: „Ros' und Myrt' in einem Büschchen" S. 33 Z. 12: „Myrtenfächer".

Die Myrte wird in dem herkömmlichen Sinne des Brautschmuckes verwendet: S. 170 Z. 3: „Statt Myrt' erwuchs dir Rosmarin —" (Eine ganz volksliedmäßige Betrachtung!) S. 386 N. 207 a: „Myrtenkrone".

In demselben Sinne sagt Schl.: I. 378 Z. 2: „Die holde Braut in ihrer Myrtenkrone" ferner Bd. I S. 369 Z. 13: „Von Myrt' umgrünt" I. S. 371 Z. 5: „Die liebevolle Pflanze der Myrte" I. S. 76 Z. 1: „Myrtenschatten" I. S. 46 Z. 15: Myrt' und Rosen" II. S. 346 Z. 1: „Myrtenhaine" I 38 Str. 1: „myrtumkränzt".

G.A. Bürger-Archiv

Häufig findet sich bei B. die ganz anakreontische „Laube", die nach altem Brauch den Schauplatz von Liebesszenen abgibt. S. 27 Nr. 2 Z. 6: „Nach jener dämmernden Hollunderlaube, Dort lauschet Lina" S. 377 Z. 14 v. u.: „Ha, ich komm, ich komme! seht mich fertig Euere Rosenlauben zu beziehn" S. 243 Z. 26: „Er zog sie zur Laube, so düster und still, Von blühenden Bohnen umdüftet" S. 42 Z. 17: „In Edens schönster Laube beseliget sie dich" S. 137 Nr. 64 Z. 4: „Götterlaube" S. 21 Z. 2: „Weihgesang" Z. 7: „Myrtenlauben". Hier finden wir die geliebte Myrte mit der Laube verbunden.

Bei Schl.: I. 369 Z. 11: „Der Holden eine Laub'", I. 352 Z. 14: „Die Amaranthenlaub'".

Bürgers Lieblingsvögel sind die Tauben, hauptsächlich die Tauben der antiken Mythologie, die mit Aphroditens Wagen durch die Lüfte ziehn, dann auch die Tauben als Symbol der Unschuld und der Treue.

S. 21: „Zweiter Weihgesang" Z. 5: „Morgen ziehen ihre Tauben Sie (Venus) herab in unsern Hain", ähnlich S. 70 Nr. 28 Z. 21: „Mit Täubchen kürzt an ihrem Platz Sich Cypria die Stunden".

Die Taube als Symbol der Unschuld wird zweimal dem Falken, dem Symbol der Verführung, gegenüber gestellt: S. 241 Nr. 90 Z. 4: „Da rasselt und flattert und sträubet es sich Wie gegen den Falken die Taube" (Schl. hat in seiner Bürgerkritik v. J. 1800 die tonmalende Wirkung dieser Stelle als eines der „zarteren Geheimnisse der Poesie" bezeichnet. (Böck. VIII. 115) S. 137 Nr. 64 Z. 1: „Meine Liebe, lange, wie die Taube Von dem Falken hin- und hergescheucht". S. 341 Z. 3: „So nisten sie zusammen wie zwei Tauben", S. 79 Z. 5: „Wie ein Taubenpaar sich schnäbelt", und S. 392 Z. 5.

Bei Schl.: „Venus Wagen ziehen Schnäbelnd wir im Fliehen" (Ganz wie in B.-s „Nachtfeier der Venus"), ähnlich I. 38 Z. 11: „Wo ein Paar von buhlerischen Tauben Ihrer Ankunft (Venus) süß entgegen girrt". I. 77 Z. 8: „Und buhlender der Göttin Tauben girrten" II. 352 Z. 13: „Sie schwebt — — — Herab mit ihrem Taubenzuge Und raubt den schlummernden Adon Die Tauben flattern durch die Lüfte —" II. S. 351 Z. 5: „Lausche noch in

G.A. Bürger-Archiv

Paphos Myrtenlauben Dem Gegirr von Venus Tauben", eine Stelle, in der man einer Conzentration B.-scher Stilmittel begegnet: Myrte, Laube, Tauben der Venus. I. S. 352 Z. 13: „zart wie Tauben girren". (II. 340 Z. 1.)

Der „Nektar" dient B. zum Vergleich mit dem Weine, mit Küssen, mit hochgradiger Freude. S. 51 Z. 3: „In Hochheim, Cypern und Burgund Troff Nektar schon für meinen Mund" S. 62 Z. 15: „Selinde schenkt mir Nektar ein" S. 87 Z. 5: „Engelchöre weihen dann mich zum Nektarerben" S. 44 Z. 14: „Nektartonnen" S. 97 Z. 8: Wort und Kuß auf ihrem Munde, O kein Nektar ist so süß!", S. 130 Z. 31: „Der Liebe Nektar", S. 136 Z. 1: „Nektarkelch" (Für die Geliebte) S. 374 Z. 3: „Komm zurück, du holder Taumel! gäre Wieder auf du süßer Nektarschaum!" (wo mit dem „Nektarschaum" das entschwundene Liebesglück gemeint ist.)

Ein Vergleich der ersten Art findet sich bei Schl. I. 268 Z. 7: „Dann der Trauben Nektar rauben". I. 43 Z. 13: „Wie von — Nektarthau durchflossen", I. 156 Z. 4: „Wo der ganze Chor der Musen Mit dem Nektar ihrer Busen Das Heroenkind beglückt".

* * *

Jene Stilelemente, welche auf die Vorstellungswelt des Sturms und Drangs hinweisen, wie: „bieder", „Bube", „durch Mark und Bein", „vor Lust zum Gotte werden" — sind in höherem Maße B.-s geistiges Eigentum und können daher dort, wo sie bei Schl. angetroffen werden, als primäre Einflüsse gewertet werden. Schon die Forderung nach „Originalität" brachte es mit sich, daß der Sturm und Drang keine so gleichförmige Terminologie herausbildete wie die Anakreontik.

Den Begriff der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, besonders der deutschen Bürgertugend — und hierin liegt der neue vaterländische Zug — pflegt B. am liebsten durch das Adjektiv „bieder" wiederzugeben. S. 53 Nr. 17 Z. 8: „Was vordem, in goldenen Jahren, Deutsche Biedermänner waren" (Goethes Götz ist der Typus eines solchen, von der Geniezeit ersehnten Mannes). In dem-

G.A. Bürger-Archiv

selben Gedicht: „Bei dem Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauer" glaubt er den Hingeschiedenen mit dem Prädikat „bieder" am meisten zu ehren: „Dieser Biederseele —" Z. 11. S. 303 Nr. 134 Z. 1: „Solang' ein edler Biedermann Mit einem Glied sein Brot verdienen kann — — —" der Sinn des folgenden ist: Solange soll er Fürstendienst verschmähen, eine Stelle, in der das Wort „bieder" eine echt Bürgerisch-demokratische Note trägt. S. 92 Z. 28: „Kein Biedermann hat je durch dich gebüßt" S. 206 Z. 23: „So rief er mit herzlichem Biederton" — S. 25 Z. 10 u. wird das Wort auf den aus Troja flüchtenden Aeneas angewandt, und zeigt hier, wo das Epitheton: der „fromme Aeneas" gang und gäbe ist, den ganz entschiedenen Vorzug, den B. dieser Bezeichnung einräumte. Auch in seinen Briefen taucht sie wiederholt auf. So an Voß v. 31. März 1778: „— wenn ich Ihnen als ein Biedermann versichere — Nach dieser Beteuerung eines Biedermannes —".

Das sittliche Gegenstück zu dem „Biedermann" ist der „Bube", der gesinnungslose, perfide Charakter, gegen den die Synonyma: Schuft, Schurke u. ä. zurücktreten. In deutlicher Gegenüberstellung zu „bieder" tritt das Wort auf: „Daß ich von freiem Biedersinn Kein Bube nimmer war und bin." Außerdem S. 101 Z. 27: „Dient dem Gott der Mensch zum Spiele, Wie des Buben Hand der Wurm?" S. 291 Z. 35: „Bubenstück" Z. 21: „Büberei" S. 245 Z. 21: „bübischer Mann" S. 181 Z. 1 v. u.: „Bubenstückchen" S. 107 Nr. 47 Z. 12: „der Bübin in das Angesicht". Hier treffen wir von dem gewiß männlichen Begriff eine Femininbildung an, ja selbst ein Verbum wird gebildet: S. 227 Z. 3: „Ihren armen Hahnrei so Zur Welt hinaus zu bübeln".

Die Vorliebe für „bieder" paßt zu B.-s demokratischem Fühlen, die Bezeichnung „Bube" für einen Bösewicht zu seinem männlichen Charakter. Sein persönliches Empfinden berührt sich hier mit dem männlich-deutschen Wesen der Geniezeit.

In Schl.-s Gedichten, für dessen Wesen besonders damals die erwähnten Charakterzüge nicht eben kennzeichnend waren, finden wir trotzdem sie eben so häufig

G.A. Bürger-Archiv

auftretend. Bezeichnend ist es, daß er seinen Meister selbst „bieder“ nennt I. 375 Z. 4: „väterlich und bieder“. (Sogar Schiller, trotz seiner persönlichen Abneigung gegen Bürger, spricht von dessen „biederem Herzen, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht.“ (Ausg. d. Bibl. Inst. XIII. 350.)

Die Schweiz nennt Schl. I. 289 Z. 2: ein „biedres Land“. — I. 42 Z. 15, I. 378 Z. 1.

Der Ritter in dem Gedichte „Rittertum und Minne“ heißt geradezu „bieder“ in dem Sinne von deutsch-ehrlich und wird so zum romantischen Symbol eines ethischen und kulturellen Zustandes. I. S. 275 Z. 15 „Ich heiße Bieder, abgestammt Aus altem deutschen Blut,“ in demselben Gedicht S. 277 Z. 9: „Da hört' ich Deiner Taten Ruf und Deine Biederkeit“.

Hierher gehören II. 24. Z. 17: „Die biedren Bräuche der Vorzeit“.

Auch der „Bube“ taucht zuweilen auf. I. 223 Z. 9: „Zwei wilde rohe Buben“, in demselben Ged. 225 Z. 4: „In ihrem Rausch die Buben“. II. 184: „von einem Buben“.

Die folgenden Stilmittel weisen auf die „genialische“, übertreibende Wiedergabe der Empfindungen hin, aber auch auf die rein persönliche Gemütsheftigkeit B.-s.

lodern. Bei B.:

S. 68 Nr. 26 Z. 10: „Würde ganz mein Herz zerlodern“ S. 88 Z. 3: „Vor Eifer lodern“ — S. 119 Z. 2: „für dich, wie jetzt im Lenze lodern“ — S. 129 Z. 15: „Wenn du nicht zerlodern mußt“ — S. 142 Z. 17: „lodernden Flammen“ — S. 142 Nr. 66 Z. 5: „wo deine Sonne lodert“ — S. 82 Z. 27: „Entlodert — Noch Liebeslohe deinem Herzen“ — S. 79 Z. 22: „Mir entlodert schon der Geist“.

In wörtlichem Anklang an die zuletzt citierte Neubildung sagt Schl.: II. 347 Z. 6: „Mein Geist, ich schwör's, er wäre mir entlodert“ — I. S. 8 Z. 6: „Was in dir wogt und lodert“.

B. pflegte heftige Gemütsbewegungen als „durch Mark und Bein“ gehend hinzustellen. So:

S. 69 Z. 24: „Schauert durch das Mark der Beine“ — S. 256 Z. 31: „Das dröhnet dem Marschall durch Mark und Bein“ — S. 355 Z. 14: „Durch Mark und Bein entbrannt“ S. 141 Z. 2: „Voll Lebensgeist und Mark“ — S. 337 Z. 16: „Der Wonne Mark ist holder Weiblein Gunst“ (Hier leidet die Klarheit des Gedankens unter dem Bilde.)

Bei Schl. findet sich die Vorstellung: I. 47 Z. 15: „Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang“ — I. 76 Z. 21: Dann soll die Zunge auch zum Kuß begeistert, Das Mark durchblitzen“. (I. 270 Z. 20.)

Die B.-sche Wendung „schauert durch das Mark der Beine“ klingt durch I. 24 Z. 19: „Während sich des Grabes Schlummer Kalt durch Mark und Nerven schleicht“ — I. 266 Z. 15: „unseres Lebens Mark“ —.

In den Prometheisch-titanischen Anschauungskreis des Sturms und Drangs gehört die Vorstellung, zum Gotte zu werden.

Bei B.: S. 123 Z. 19: „Sollst Du deren Namen tragen, Welche mich zum Gott erhebt, Ja zum himmelfrohen Gotte“.

S. 101 Z. 12: ist von dem Nebenbuhler die Rede, der in des Dichters „Freudenweine“ (gemeint ist die Geliebte) „sich zum froh'sten Gotte trinkt“.

Bei Schl.: I. 21 Z. 20: „In dem Gedanken schwärm ich mich zum Gott“ — I. 23 Str. 3: „Bin ich mir nicht selbst ein Gott“ — I. S. 24 Str. 1 (umgekehrt): „Meine Göttin mir entgöttern“.

In diese Gedankengruppe gehört auch die Idee, mitten im Liebesgenusse zu sterben, die bei B. in zweifacher Art auftritt. Entweder ist von einem sanften Hinschmelzen in den Armen der Geliebten die Rede, so: S. 78 Nr. 34 Str. 3:

„Drum laß mich, vor den Wehen
Der ungestillten Lust
Zerschmelzen und vergehen
Vergehn an deiner Brust!
Aus deinem süßen Munde
Laß saugen süßen Tod!“

S. 79 Z. 19:

„Sterben in dem langen Kusse
Wollustvoller Trunkenheit“

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

oder er spricht von dem Untergehen in einem echt B.-schen „lodernden“ erotischen Paroxismus. So S 375 Z. 31:

„Fühle tief in einem Flammenmeere
Meine Seele brennend untergehn“

S. 67 Z. 10:

„— du hast genug!
Sonst wirst du trunken, mein Gedanke,
Sonst lähmt der Taumel deinen Flug.
Du loderst auf in Durstes-Flammen!
Ha! wirf ins Meer der Wonne dich!
Schlagt, Wellen, über mich zusammen!
Ich brenne! brenne! kühlet mich!“

(Man beachte: „Taumel“, „loderst“, „Wonne“). S. 79 Z. 21: „Komm, o komm, und laß uns sterben; Mir entlodert schon der Geist.“ Beide Stufen finden sich in Schl.-s Lyrik wieder: I. 324 Z. 14: „Im Schooß der Liebe selig untergehn“ I. S. 36 Z. 24: „Erträukt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen“ — zur zweiten Stufe gehören: I. 24 Str. 5: „Wut und Wonne wird mein Wesen Auf im letzten Kusse lösen Ha, willkommen, Todeslust!“

Das Blut, „das durch die Adern kreist“, und Regungen, die durch „Hirn und Nerven gehn“, sind B.-sche Vorstellungen, die auch in diesen Kreis gehören. (S. 51 Z. 21 f.):

„Du flößest Geist den Nerven ein,
Mit Kraft erfüllst du mein Gebein
Strömst in die Adern reines Blut“

ähnlich (S. 29 Z. 1):

„Durch seine Adern kreiset frisch
Und ungehemmt sein Blut“

Bei Schl. findet sich, fast wörtlich anklingend (I. 26 Z. 11):

„— mein Blut, das durch die Adern
In stolzen leichten Wellen kreist“

(I. 194 Z. 21): „Nein, noch soll ihr Leben nicht den Adern — — entfliehn“

S. 246 Z. 27, wo Schl. sich und seinen Bruder mit zwei „von einer Rinde umschlossenen Bäumen“ vergleicht, findet sich eine hierhergehörige Wendung:

G.A. Bürger-Archiv

„Alsbald begann ein Brausen,
Ein Kreisen wurde munter
In Adern unsres Baumes“

In den Bezirk der Geniedichtung, die auf lebhafteste Unterstreichung der Affekte ausging, gehört auch B.-s ausgesprochene Vorliebe für Interjektionen. Die „Lenore“ bietet eine reiche Auswahl:

„Ach!“: S. 171 Z. 11 Z. 22 — S. 174 Z. 3 Z. 5 Z. 11 Z. 23 — S. 176 Z. 8 — S. 177 Z. 12

„O!“: S. 171 Z. 25 Z. 28 — S. 172 Z. 5 Z. 13 Z. 25 Z. 28 — S. 173 Z. 9 Z. 10 — 172 Z. 32

„Hurra!“: S. 177 Z. 10.

„Sieh da!“: S. 177 Z. 13

„Holla!“: S. 173 Z. 33

„Ha sieh!“: S. 178 Z. 29

„Hu hu!“: S. 178 Z. 30

Der von den Stürmern nud Drängern sehr geschätzte Ausruf „Ha!“ wird auch von B. mit Vorliebe gebraucht. S. 116 Z. 1: „Ha! glaubst du denn —“ S. 122 Z. 3 — S. 96 Z. 25 — S. 88 Z. 27 — S. 69 Z. 13.

Besonders dieses Bürgerische „Ha!“ ging in Schl.-s Stil über, so: I. 24 Z. 25 — I. 223 Z. 15 — I. 198 Z. 7 — II. 345 Z. 3 — I. 194 Z. 9 Endlich: „Ha, fürwahr, das sag ich ohne Spott!“ Außerdem: I. 223 Z. 10: „Heda“ — I. 24 Z. 13: „O!“ — I. 25 Str. 3: „Heil“ — II. 201 Z. 5: „Ah“ — II. 363 Z. 14: „O“.

* * *

Die folgenden stilistischen Einflüsse stehen nicht mit zeitgenössischen literarischen Richtungen in Fühlung. B. verglich gerne, dem Beispiel Pindars folgend, die Lieder eines Dichters mit Pfeilen, mit denen sein Köcher gefüllt sei, und die er auf seine Feinde abschießen könne. Doch ist das zweite Motiv nicht immer angedeutet. Wir finden es (S. 384 Z. 9): „— meines Liedes Pfeil — Von Unmut rasch beschwingt“ — S. 69 Z. 14: „Fleuch, mein Bogen tönt! mein Köcher Rasselt gold'ner Pfeile voll!“ — in wörtlicher Wiederholung: S. 288 Z. 10: „Des Fernhintreffers Silberbogen weiß Ich wohl zu spannen, treffe —

G.A. Bürger-Archiv

— — das Ziel Mein Köcher rasselt gold'ner Pfeile voll". Endlich findet sich das Bild in B.-s Briefen.

Wie Schl.-s Brief an Fouqué (12. März 1808) beweist, wußte er, daß das Bild von Pindar stammt: „Indessen habe ich, wie Pindar sagt, viele Pfeile in meinem Köcher." Da aber der Vergleich in der zeitgenössischen Literatur selten war, und von B. lange vor Schl. verwendet wurde, so dürfen wir B. als Vermittler annehmen, um so mehr, als sich sehr deutliche Anklänge ergeben:

(II. 345 Z. 12 f.): „Mein Bogen droht und horch! im Köcher klirren Pfeile" (Gedichte, die gegen ein arglistiges Mädchen gerichtet sind) — (I. 17 Str. 4) ist vom Dichter gesagt: „Sein goldner Pfeil erreichet rasch das Ziel" (der Pfeil ist „golden" wie bei B.) — „Fühllos schlanget zwar ihr Wellen Meines Liedes Pfeil hinab" — II. 361 Z. 15: „Und ist mein Köcher ganz geleert, Dann mußt auch du mit Orpheus Händen Die Saiten schlagen — — —" (an B. gerichtet). Aehnlich: (I. 57 Z. 7): „Blind eilt zum Ziel, ein abgeschossener Pfeil, Des Tieres Trieb —"

(I. 76 Z. 8): „Der Pfeil des Bogens, der glüh'nde Worte schnellt" — Wenn freilich die küssende Zunge spricht (I. 175 Z. 4): „Ich bin ein Pfeil, der keine Wunde schlägt" so dürfte hier eher der mythologische Schütze Amor der zweiten schlesischen Schule zu Grunde liegen.

B. liebt es, die Neigung des geliebten Wesens mit einer Schlingpflanze zu vergleichen, die sich um den stützegewährenden Geliebten windet, ein uraltes Motiv, das seit Marie des France in der Tristanfabel auftritt. Nun ließ B. in den Gött. M. A. v. J. 1785 S. 193 ein altfranzösisches Gedicht einrücken, betitelt: Lay de mort (Sauer S. 106 Nr. 46 b) mit der Anmerkung: „V. Bibliothèque universelle des Romans Avril 1776. Histoire du chevalier Tristan", woraus hervorgeht, daß B. den Vergleich wahrscheinlich aus der Tristanfabel kannte. Von ihm ging er über auf Schl., ja es ist nicht ausgeschlossen, daß Schl.-s Versuch einer Tristanbearbeitung v. J. 1800 in ihren ersten Anregungen auf den Roman der „bibliothèque universelle", und somit auf B.-s Vermittlung zurückgeht. Das Motiv bildet sich bei B. (S. 79 Z. 1):

G.A. Bürger-Archiv

„Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt,
Wie der Epheu sein Gewebe
An der Ulme Busen drückt."

(S. 98 Z. 21):

„Daß ihr seligster Gedanke,
Den sie dachte, wie den Stab,
Rund herum des Weinstocks Ranke,
Tag und Nacht nur mich umgab."

(S. 126 Z. 26):

„Käm ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unablöslich sich herum."

In dieser Variante — die sich anschmiegende Pflanze: das stützende Element, das dem Kranken Halt gewährt — finden wir das Bild bei Schl. (I. S. 31 Z. 14)

„Darf sich schmiegen mein Verlangen
Innig wie des Epheu's Ranke
Um die lieblich blüh'nde Kranke"

Auch die Reime: Kranke — Ranke wie bei B. (I. 324 Z. 8): „Vereinigt wie die Reb' und ihre Stütze" (I. 114 Z. 11): die aus einer Ohnmacht erwachte Blancheflur: „Bis sie begann, sich an ihm aufzuranken und selbst sich konnte halten ohne Schranken".

Wahrscheinlich steht im Filiationsverältnis mit dieser Vorstellung (I. 246 Z. 5):

„Mir war, als hielt zusammen
Uns eine Rind' umschlossen
In hoher Baumgestalt."

Die B.-sche Idee, einen poetischen Necrolog „Totenopfer" zu nennen, greift Schl. ebenfalls auf. 1791 schreibt B.: Totenopfer, den Manen Johann David Michaelis dargebracht von seinen Verehrern" (darin S. 359 Nr. 191, Z. 2, S. 360 Z. 33: „Totenopfer")

Hier spielt ein persönliches Motiv herein. Dieser Michaelis war der Vater Carolinens, die Schl. damals schon kannte. Beim Tode der Tochter Carolinens er-

G.A. Bürger-Archiv

innert sich Schl. dieses Titels in: „Totenopfer für Auguste Böhmer“ I. 127.

(I. 139: Ich bring ein Opfer für zwei teu're Schatten“ — I. 140 Z. 4: „Totenopfer“ — für Novalis).

* * *

Als Balladendichter hatte B. auf Schl.-s Lyrik sehr geringen Einfluß. Ein „Heiliger Lukas“ von Schl. erinnert rein äußerlich an einen „St. Stephan“ B.-s mit den Anfängen:

Schl. (I. 215): „St. Lukas sah ein Traumgesicht —“

B. (S. 207): „St. Stephan war ein Gottesmann“. Der Eingang der zweiten Strophe: „Er fuhr vom Morgenschlaf empor“ klingt deutlich an den ersten Vers der „Lenore“ an: „Lenore fuhr ums Morgenrot — Empor —“.

Im Motiv erinnert Schl.-s Ballade „Fortunat“ an „Lenore“. Der Ritter, der zum Liebchen reitet, kommt am Grab der betrogenen ehemaligen Geliebten vorbei und wird von ihrem Geist in die Gruft hinabgezogen. (S. S. 127. Böck. I. 229.)

* * *

In einem Falle hat Schl. in späteren Jahren die B.-sche Bänkelsängerballade Gleim'scher Herkunft zum Zwecke literarischer Satire (gegen den Historiker Niebuhr) nachgeahmt. (II. 248): „Ballade vom Raub der Sabinerinnen und der neu entdeckten Stadt Quirium.“ 14 mal erklingt der Refrain:

„von Quirium! von Quirium!
Trallirum, larum, lirium!“

nach B.-s „Ständchen“ (S. 74 Nr. 32):

„Trallirum larum, höre mich
Trallirum larum Leier —“

In demselben Spottgedicht erinnern die komisch klingenden Reime: „Spektakel — Mirakel“ (Schl. 249 Str. 4) an die Verse in der „Europa“ (S. 168 Z. 23 f.):

G.A. Bürger-Archiv

„Zu schauen das Spektakel
In diesem Tabernakel“

ganz abgesehen von den Anachronismen: Die Sabinerinnen tragen Mieder und Röcke, (S. 249 Z. 26) die Schlacht soll auf dem Gemüsemarkt stattfinden. Der Ton ist schlüpfrig. Derbkomische Ausdrücke, wie „Geigenschwengel“ (S. 249 Z. 14) ein „Zetermordio“ (S. 250 Z. 13) finden sich bei Bürger: ersterer auf Seite 111 Z. 11, letzterer auf Seite 185 Z. 6 „gabs lautes Zetermordio.“

* * *

Wenn auch die Frivolität, mit der B. als „Bänkelsänger“ das Erotische in Göttermythen behandelte, (Europa) dem jungen Schl. fremd blieb, so stand er doch als erotischer Dichter bewußt unter B.-s Einfluß wie aus den Versen (II. S. 361 Z. 7):

„Sag, kann ein Ton von mir dich freuen?
So will ich alle Gesänge dir weihen,
Die meiner Leier verliehen sind.
Ich will, gelagert unter Rosen,
Von holden Abenteuern kosen
Und preisen Venus gold'nes Kind.“

— hervorgeht. Man könnte diese Zeilen, in denen Schl. wohl B.-s Geschmack andeuten will, in einem harmlos-anakreontischen Sinn interpretieren, würden die einschlägigen Gedichte Schl.-s aus der Göttinger Zeit, wie die „Ariadne“ nicht eine stärkere Note aufweisen, die an B. erinnert. Freilich, die leidenschaftliche Inbrunst der B.-schen Sonette an Molly, B.-s „markige Sinnlichkeit“, ein Ausdruck, den Schl. in seiner Bürgerkritik selbst geprägt hat, die Lebhaftigkeit seiner Darstellung, wie sie z. B. in dem „Wohlgesinnten Liebhaber“ (Sauer 354) zum Ausdruck kommt, wo alles Handlung und Dialog ist, die derbe Schalkhaftigkeit eines „Veit Ehrenwort“ (S. 356) — dies alles findet in Schl.-s Lyrik keine Resonanz. Wohl wagt er sich äußerst weit vor, vielleicht weiter als B. —,

G.A. Bürger-Archiv

so in der wiederholten Anpreisung des „Zungenkusses" (I. 200): „Unsre Arme, Lippen, Zungen — Festgesogen, festgeschlungen —" (1. Leseart) (I. 76 Z. 21): „Dann soll die Zunge auch, zum Kuß begeistert, Das Mark durchblitzen —", (ein Umstand, auf den schon Erich Wulf: A. W. Schlegel als Lyriker. Berlin 1915 — hingewiesen hat.) Im übrigen herrscht bei Schl. ein peinlich-ästhetisches Empfinden vor. Handlung vermißt man durchaus. Nur die künstlerisch geschaute Situation wird bildhaft vorgeführt. So in der „Trauten Nachtmusik" (I 282): Die Geliebte, die sich heimlich von der Seite des Ruhenden stahl, sitzt, die Harfe spielend, bei der Kerze Schimmer neben seinem Lager. Dazwischen Reflexionen des Liebhabers. — Ueber Beschreibung und Betrachtung kommt Schl.-s Lyrik nicht hinaus; selbst bei der Darstellung der Erotik, der potenzierten Lebensenergie, vermag er seinen Versen Leben und Bewegung nicht einzuhauchen. Ja, die Sonettsammlung „Gemälde" bringt nichts anderes als die Beschreibung von erotischen Bildern berühmter Meister (S. I. 329 f.: Leda von Michel Angelo", „Jo von Coreggio": Zeus, der als Nebel Jo umarmt) — virtuos gereimte Kritiken, deren Reflexionen der lebensvollen Darstellung der Maler gegenüber äußerst erstorben wirken — sekundäre Kunstwerke über Kunstwerke. Gerade die Darstellung des Erotischen zeigt einen grundlegenden Unterschied im Wesen beider: B.-s einschlägige Gedichte sind Erlebnisse, innerlich empfunden, oft wie die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte" — spontaner Ausbruch, die Schl.-s beschreibend-reflektierend, höchstens anempfunden. Man spürt B.-s Antrieb nur in der weitgehenden Freiheit der Darstellung.

* * *

Schl.-s Sonettdichtung verdient insofern eine Sonderstellung in seiner Lyrik, als sie weit geringere Selbstständigkeit aufweist. Sie ist, B.-s Anregungen folgend, aus der Nachdichtung Petrarcas erwachsen, und wenn sie auch Schl. als Formkünstler von der glänzendsten Seite zeigt, so bringt sie doch für Stil und lyrisches Em-

G.A. Bürger-Archiv

pfinden nichts Neues. Ihre Bedeutung ist rein formal. Am 12. Jan. 1789 schreibt B. an F. L.W. Meyer: „Ihr werdet glauben, der selige Petrarca sei von den Toten auferstanden, wenn ihr mein hohes Lied und meine Sonette nur von ferne werdet tönen hören. Denn ihr sollt wissen, daß ich fast Tag für Tag ein Sonett produziere. Eine sonderbare Wut, die auch Schlegeln angesteckt." Jene Sonette sind sämtlich Ende 88, Anfang 89 entstanden, also zur Zeit des regsten Verkehrs zwischen beiden. Nehmen wir hinzu, daß beide um die Wette Versifikationen ausführten, wie Schl. berichtet (VIII. 68), so mußte die schwierige Sonettform dabei sicher als lockende Aufgabe erscheinen. (Noch Böcking ließ sich durch die Aehnlichkeit B.-scher und Schl.-scher Sonette so täuschen, daß er 2 Sonette B.-s: „Der Entfernten" (an Frau Dr. Kaulfuß. Sauer Nr. 176 — 177, im II. Bd. S. 362 f. aufnahm. Ursprünglich im Gött. M. A. 1790 S. 221 f.) B. fand diese lyrische Gattung geeignet für einen kleinen poetischen Stoff, mit dem man sonst nichts anzufangen wisse. Der „um gefällig zu sein, in eine phantastische Modeform, wie dem tändelnden Kunstgärtner eine Gurke, sich zwingen oder ausdehnen muß" (Sauer Einl. LXVIII). Erfreulicherweise ist B. in der Praxis seiner, tiefstes Leben atmenden Mollysonette von dieser putzigen Auffassung abgekommen. Schl.-s erstes Sonett „Dichtersinn" (1788 I. 7) ist diesen Anregungen zu verdanken. Wie eines der ersten Sonette B.-s (1788 Sauer S. 115) reimt er in den beiden Quartetten kreuzweis: a b a b — a b a b (bei B.: a b a b — b a b a), wobei a bei beiden weiblich, b männlich ausklingt, in jambischem Versmaße.

Es sei an dieser Stelle über die zweite Folge des Aufsatzes: „Bürger und Schlegel" von Friedrich Düsel berichtet. (Ztschr. f. d. Spr. 9. (1896) 218—225.) Die Arbeit überholt und erweitert die Angaben H. Weltis, (Geschichte des Sonetts in der Deutschen Dichtung. Leipzig 1884) in Bezug auf das Verhältnis B.-Schl., sodaß es sich erübrigt, auf diese näher einzugehen. Die Hinneigung zur Sonettform habe sich zuerst im Winter 88/89 in gemeinschaftlicher, bewundernder Nachahmung Petrarcas bekundet. Als Beweis citiert Düsel den oben

G.A. Bürger-Archiv

angeführten Brief vom 12. Jan. 89, außerdem ein Sonett Petrarcas in der Uebersetzung B.-s und Schl.-s nebst Originaltext (S. 220). Wertvoll ist der Hinweis, daß B. zwei Sonette von Fleming, welche sein Freund Meyer ihm übersandt hatte, in sprachlich veränderter Form herausgab („Auf Opizens Tod", „An die Nacht bei der Geliebten durchwacht" S. 219 Anm. 1) B. kannte also die Sonettform nicht nur in italienischer, sondern auch in deutscher Bildung. Ein Sonett Schl.-s in Alexandrinern entdeckte Bernays im Gött. M. A. 1790: „Auf die Vergänglichkeit alles Irdischen", in Böckings Ausgabe fehlend. Jenes Schl.-sche Sonett, das B. selbst als Muster hinstellte („Das Lieblichste." Sauer Einl. S. XV f.) erwähnt Düsel wohl, läßt ihm aber nicht die Würdigung zukommen, die es verdient. Es ist in der B.-schen trochäischen Form gehalten. B. äußert sich darüber: „Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemt mir nicht zu entscheiden. So viel aber darf ich behaupten, daß mein junger trefflicher Freund August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talent Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon sehr frühe die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anstoß Sonette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heißen möchte, wenn solche Jünger nicht ohne Meister fertig würden, nicht wider die Gebühr verschwendet habe."

Dieser pomphaften Ankündigung folgt ein Sonett. welches freilich durchaus ein Patenkind der B.-schen Muse genannt werden muß.

„Das Lieblichste."

„Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen
Bei der dunklen Quelle Sprudelklang,
Lieblich labt's, wann Glut das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

G.A. Bürger-Archiv

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichtersang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber eines ist mir noch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Tränen;

Wenn der Geist, von Ahnung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmut Wellen
Wünscht in Melodien hinzuquellen." (I. 344.)

Man hat hier in diesem gedanken- und gefühlsleeren Sonett eine förmliche Ausstellung B.-scher Stilmittel vor sich: Alliterationen mit l und w (Z. 3, Z. 13, Z. 14) mit tr (Z. 4), Z. 3 ist auf den Vokal a gestimmt, Zeile 6 mit dem Beginn von Z. 7 auf ö. In Z. 2 ist durch Abwechslung zwischen den Vokalen u, e, u, a das Möglichste getan, das Geräusch der Quelle tonmalend vor die Phantasie zu zaubern.

Außerdem: „Wonne" (Z. 11), „Wonnempfang" (Z. 7), „nippen" (Z. 5).

Die „Glut, die das Mark durchdrang" (Z. 5) und schließlich die Idee des Hinschmelzens oder Hinqueliens in einer Mischung von Wehmut und Lust. (Z. 13, 14.)

„Das Lieblichste" ist das sprechendste Beispiel dafür, wie intensiv B.-s Art in den Jahren 88/89 auf Schl. einwirkte. Düsel skizziert auch die spätere Entwicklung der Schl.-schen Sonettentechnik bis zur Aufstellung des starren Schemas: Fünffüßiger Jambus, weiblicher Reim, für die Quartette die altüberlieferte Reimstellung: ab ba, ab ba.[4]) Es sei hier eine vergleichende Tabelle eingefügt, welche die wechselnde Technik der genannten Sonette, die Böck. (Bd. IV) zur bequemeren Uebersicht nebeneinander abdruckt, in zeitlicher Anordnung schematisch darstellen soll.

Die meisten Stücke sind in der ersten Fassung im Gött. M. A., in der zweiten in den „Blumensträußen" Berlin 1804 erschienen. Die **fetten** Reimzeichen sind männlich:

G.A. Bürger-Archiv

Aeltere Fassung.	Spätere Fassung.
1. Petr. Son. 185 (186) Böck. IV. 53 1786? Betitelt: „Ballata" — noch keine Sonettform. Der Dichter spricht 1 Strophe, die Frauen 3 Strophen. **ababcc deede ffgg hihi**	Böck. IV. 52 „Gespräch mitFreundinnen der Laura, die dem Dichter ohne sie auf dem Spaziergang begegnen." abba abba cde cde
2. Petr. Son. 238 (239 P. II S. 12) Böck. IV 59 Gött. M. A. 1790 abba baba ccd eed	
3. Petr. Son. 216 (262 P. II S. 35) Böck. IV 63 Gött. M. A. 1791. 6. **abb**a a**bb**a **c**dd **c**dc	Böck. IV. 62 abba abba cde cde
4. Petr. Son. 212 (213) Böck. IV. 57 Gött. M. A. 1791. 5. **abb**a **abb**a **c**dc **d**ee cc reimt „nähren" „zerstören"	Böck. IV. 56 abba abba cdc ded
5. Petr. Son. 183 (184) Böck. IV. 51 Gött. M. A. 1791 Z. 3 **abab acac dd**e **eff**	Böck. IV 50 abba abba cde dce
6. Petr. Son. 68 Böck. IV. 22 Gött. M. A. 1792 S. 52 **abba cddc eef gfg**	Böck. IV. 21 abba abba cde dce
7. Petr. Son. 159 (160) Böck. IV. 47 Gött. M. A. 1792 S. 53	Böck. IV. 46

G.A. Bürger-Archiv

Aeltere Fassung.	Spätere Fassung.
abba cdcd egg eff bb reimt „getaucht" „saugt"	abba abba cdc dcd
8. Petr. Son. 284 (285 P. II. 85) Böck. IV. 71 Gött. M. A. 1792 S. 54 **abab baba ccd ede**	
9. Petr. Son. 313 (314 P. II. S. 87) Böck. IV 76. Beckers Taschenb. 1794 S. 195 **abba abba cdd cee** (5 füßige Trochäen)	Böck. IV. 75 abba abba cdc dcd
10. Petr. Son. 316 (317 P. II S. 90) Böck. IV 78. Beck. Tschb. 1794 S. 195 **abba abba cdd cee**	Böck. IV. 77 abba abba cdc dcd

Die Ziffern, welche Petrarcas Sonette bezeichnen, beziehen sich auf die Ausgaben, welche Schl. vorgelegen haben. Mit Ausnahme der älteren Bearbeitung von Nr. 9 herrscht der 5 füßige Jambus. Von den älteren Fassungen ist die früheste vor 1788 anzusetzen, d. h. vor der gemeinsamen Nachbildungstätigkeit, da zur Wiedergabe der Form noch kein Versuch gemacht ist. Böck. vermutet als Entstehungsjahr 1786. Schl. stand der Form des Italieners noch recht verlegen gegenüber, wie die Unsicherheit seines metrischen Gebildes und der irreführende Titel „Ballata" beweist. Bernays spricht (S. 41) von „einer zum Sonett umgebildeten Ballata", während es sich um ein zur „Ballata" umgebildetes Sonett handelt, welches erst später wieder auf die ursprüngliche Form zurückgeführt wurde.

Umsomehr befremdet die Fertigkeit des zweiten Stückes, das lauter weibliche Reime aufweist und in 5füßigen Jamben (das erste Quartett mit Innen- und Außenreimen, das

G.A. Bürger-Archiv

zweite freilich kreuzweise gereimt) gehalten ist. Schl. hielt denn auch später eine Umarbeitung nicht mehr für nötig. Doch scheint es sich hier um einen zufälligen Griff zu handeln, denn die Stücke, welche 1791—94 erschienen, zeigen noch keine grundsätzliche Technik in der Reimstellung der Quartette, im Gebrauch männlicher und weiblicher Reime. Freilich herrscht der 5 füßige Jambus. Das in Beckers Taschenbuch 1794 S. 195 abgedruckte Sonett weist indes wieder B.-s 5 füßige Trochäen auf, sodaß auch hier noch kein scharf eingehaltenes Prinzip zu walten scheint.

Erst die in den „Blumensträußen" 1804 erschienenen Neubearbeitungen machen, wie man sieht, die 5 füßigen Jamben, den weiblichen Reim und für die Quartette die Reimstellung abba abba zur Regel (von Düsel erwähnt, doch ohne Darstellung der Entwicklung.)

B.-s Sonette aus den Jahren 88/89 weisen durchweg Trochäen auf. Nur 2 sind jambisch. Die Reimstellung abba abba wird zwar beachtet, doch wechseln männliche und weibliche Reime ab. Nur das Sonett „Der versetzte Himmel" (Sauer Nr. 57) zeigt durchgehends weibliche Reime, doch im trochäischen Versmaß (von Schl. gerügt in einer Kritik über Schmidt von Werneuchen 1800 Böck. XII. 78, ebenso Böck. VIII. 133). Wie die von Schl. erlangte Virtuosität sich später in dem Echosonett „Waldgespräch" in Spielerei verlor, betont auch Düsel.

Auf den Wandel im Schl.-schen Urteil den B.-schen Sonetten gegenüber geht Düsel ein, doch ohne ihn zu begründen. Während Schl.-s Kritik der B.-schen Gedichte v. J. 1789 (Gött. gel. Anz. 9. Juli 1789 109. Stück S. 1089 f.) „sich mit einer Redensart abfinde" — Schl. findet die Sonette so vollkommen wie nur möglich, ja fast besser als die des Petrarca — gehe das ungünstige Urteil der Bürgerkritik v. J. 1800 überhaupt nicht von B.-s Produktion, sondern von seinen fatalen Theorien über das Sonett aus.

Der kühlen Klarheit jener Kritik kann der Umstand, daß B.-s Sonette so übel nicht waren, kaum entgangen sein. Warum verfuhr Schl. mit den Sonetten nicht wie

G.A. Bürger-Archiv

mit den Balladen, die er Stück für Stück vorführte, und deren Beurteilung er mit feinsinnigen Interpretationen begründete? Warum brachte er nicht ein einziges Beispiel?

Wir müssen hier das persönliche Moment der Eitelkeit Schl.-s würdigen. Das Sonett betrachtete er als sein Gebiet. Da duldete er keinen neben sich. Da war er: „Aller, die es sind und waren, Besieger, Muster, Meister im Sonette." (von Düsel citiert 223) und es gefiel ihm, B. in dieser Hinsicht nicht zu Wort kommen zu lassen, ja ihn in den Schatten zu stellen. Nur das „Verdienst, das bei uns gänzlich vergessene Sonett zuerst wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben" erkennt er ihm zu (Böck. VIII. 132). Höher versteigt sich seine Anerkennung nicht. Die folgenden Ausführungen sind gegen B.-s Bestreben nach „Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte" gerichtet. „Mangel an Gedankengehalt" wirft er ihm vor, ohne für den lebendigen Gefühlsgehalt, den seine eigene Reflexionsdichtung so sehr vermissen läßt, ein Wort zu finden.

In den Berliner Vorlesungen (1803/04 Min. III 208 Z. 24) verschärft sich sein Urteil. B. hatte sich gelegentlich auf Boileau berufen. „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poème".

Die Anführung des französischen Klassizisten genügt schon, um Schl., der gerade in jenen Vorlesungen als Prophet des romantischen Evangeliums auftritt, in Harnisch zu bringen: „Noch Bürger spricht bey seiner versuchten Wiedereinführung des Sonetts ganz aus diesem (Boileau's) Tone, und schildert es fast nur als eine artige Spielerey — Man spürt denn auch in der Kleinlichkeit seiner meisten Sonette diese Ansicht (auch hier ohne Beweis), die ich schon in meinem Aufsatz über Bürger gerügt habe."

Schiller, sonst so schonungslos gegen B., findet in diesem Falle gerechtere Worte (Ausg. d. Bibl. Inst. XIII 348): „Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht, gleich ihm und seinem vortrefflichen

G.A. Bürger-Archiv

Freund Schlegel, die Leyer des Pythischen Gottes spielen kann.“ Die Stelle zeigt, wie eng auch in Schillers Vorstellung B.-s Sonettendichtung mit dem Namen des „vortrefflichen Freundes“ verbunden war.

Das Sonett fand über B. noch einen anderen Weg zur Romantik, wie aus einem Brief Friedrich von Hardenbergs an B. vom 27. Mai 89 hervorgeht:

„Sehen Sie, trotz Ihrer Bitte und Ihrer Warnung vor Nachahmung habe ich es doch gewagt, mich leicht in die Fesseln eines Sonetts hineinzuschmiegen“, ein Brief der von Hardenbergs ersten Versuchen im Sonett begleitet war.

Es mag befremden, daß sich die typischen Strophenformen der B.-schen großen Balladen bei Schl. nicht finden. Dazu ist zu bemerken: In der Zeit, in der Schl. nach Göttingen kam, war B.-s dichterische Kraft im Niedergang, seine großen Balladen längst geschaffen; die Jahre 86—88 brachten außer Epigrammen und längeren polemischen Gedichten des verbissenen Einsamen nichts Nennenswertes, bis mit der 89er Sonett- und Uebersetzungsliteratur eine neue Produktionsphase einsetzte, die zum Teil wohl Schl.-s erwähntem „Anblasen der ersterbenden Flamme“ zu verdanken ist. Nun besaß Schl. eine vornehmlich genetisch erfassende Intelligenz, die ihn mehr zu dem Entstehen eines Werkes, als zu seiner fertigen Existenz hinzog. Außerdem hätte er bei seinem Mangel an Phantasie und poetischer Gestaltungskraft einer Ballade nie das innere Leben verleihen können, das die B.-schen, bewegten, oft hastenden Rythmen bedingt. So ist es erklärlich, daß Schl.-s Balladen, die kaum diesen Namen verdienen und in Wahl und Behandlung des Stoffes viel ruhigeres Gepräge tragen, von vornherein Versmaße aufweisen, die kaum an B. erinnern.

* * *

Wie die Göttinger Sonette später einer Revision von ihm unterzogen wurden, so auch, wenn auch weit weniger gründlich, seine anderen Gedichte aus jener Zeit. Die Göttinger Lesearten, wie sie zumeist in den Musen-

G.A. Bürger-Archiv

almanachen vorliegen, zeigen von denen in Schl.-s „Gedichten“ v. J. 1800 und den „Poetischen Werken“ v. J. 1811 Abweichungen, aus welchen Schl.-s Abrücken von B.-s Manier hervorgeht. Die Lesearten finden sich bei Böcking verzeichnet, dessen Ausgabe sich an die späteren Varianten hält. Es sei eine kurze Uebersicht gegeben:

Aeltere Leseart	Spätere Leseart
„Die Habe, die das Herz sich schafft“ (Alliteration)	I. 18 Z. 15: „Die Habe, die es selbst sich schafft“
„So harrt und hofft, so hofft und harrt“ (Alliteration)	I. 18 Z. 11: „So hoffet treulich und beharrt“
„— erdröhnt und öffnet sich“ (auf den Vokal ö abgestimmt)	I. 16 Z. 6: „Der Grund erbebt und öffnet sich“
„Wonne“	I. 8 Z. 21: „Freude“
„Wonne“	I. 328 Z. 14: „Freude“
Ausruf: „Ha“	I. 351 Z. 19: „Ja“
Ausrufe: „O“ — „ach“	I. 192 Z. 9, Z. 13 (die Ausrufe sind getilgt)
„— erpicht auf Würgen“ (bei B. S. 115 Nr. 51 Z. 4: „— auf eine nur bei Tag und Nacht erpicht“)	I. 190 Z. 3: „erhitzt auf Würgen“
„Unsre Arme, Lippen, Zungen Festgesogen, festgeschlungen“	I. 200: „Arm um Arm gestrickt, Mund auf Mund gedrückt“
„der Biedern treuen Bund“	II. 351 Z. 19: „— nie zertrennten Bund“

Der Umstand, daß Schl.-s Manier sich mit der Zeit von B. entfernt, wird blitzartig erhellt durch eine Stelle aus einem Brief Friedrichs an Wilhelm Schl. v. 24. Nov.

G.A. Bürger-Archiv

1793 (Walzel S. 151): „Auf die Gedichte, die Du in der Zeit machtest, legst Du selbst keinen Wert mehr.“ Schl. schien sich demnach Ende 93 nicht mehr für den bedeutenden Lyriker gehalten zu haben, wie in der Göttinger Zeit. Den rückhaltlosen Lobpreisungen B.-s war es ja rasch genug gelungen, den Jünger von seiner poetischen Mission zu überzeugen. Es sei an B.-s Sonett an Schl. und an die Vorrede zu seinen Ged. v. J. 1789 erinnert.

Daß B. für die Selbstüberschätzung Schl.-s, die aus einer derartigen Beweihräucherung entstehen mußte, nicht das rechte Empfinden hatte, geht aus folgender Briefstelle hervor (Str. III 217): „Bei allem Trotz des Herzens, an dessen Vermehrung nun freilich dergleichen Adelsbriefe und ordres pour le mérite mit schuld sind, ist er denn doch Gott sei Dank nicht vornehmer in seinen Gedanken als sein Herr und Meister — — —“

Nun ist freilich gerade aus späterer Zeit das Sonett: „August Wilhelm Schlegel“ (Böck. I. 303) das auffallendste Manifest der Eitelkeit Schl.-s. Indes rühmt der Autor sich hier weniger als Dichter, denn als Sprachforscher, als Uebersetzer und Schöpfer des modernen Sonetts, Gebiete, auf denen er in der Tat neue Bahnen wies. Als intuitiv schaffender Dichter faßt er sich nur in der Göttinger Zeit auf, von B. in seinem Glauben gefördert und bestärkt. Man vergleiche in dieser Hinsicht das Sonett „Dichtersinn“ v. J. 1788 (Böck. I. 7) mit der so bescheidenen „Zuschrift“ zu den „Poetischen Werken“ v. J. 1811 (a. a. O. S. 3)

Im „Dichtersinn“ ist einerseits die Rede von Dichterlingen, die des „Sängers hohes Amt entweihen“, andererseits vom Publikum, das „manch halbverstandnes Götterlied verdammt“. Trotzdem wolle er, Schl., dem Musengotte huldigen

Z. 5: „So wahr ein Funk' in mir vom Himmel stammt,
Oft hat mir in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geist entflammt.“

In der Erfüllung dieser Mission finde er, ohne Ruhm zu begehren, seine Befriedigung. Die Idee, ein „Geweihter“, ein „Sohn Apollos“ zu sein, war ihm ja von B. zur Genüge suggeriert worden, der überdies mit seinem Beispiel insofern voranging, als er sein Licht wahrlich auch nicht unter den Scheffel stellte.

G.A. Bürger-Archiv

Wieviel anspruchsloser sind die Verse der „Zuschrift“ gehalten. Z. 8 f. ist offen ausgesprochen, daß die Hoffnungen, die der Verfasser auf sein dichterisches Vermögen setzte, unbegründet waren.

„Was der Jüngling zu vollenden,
Stolzen Muths sich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden“

Von dichterischer Inspiration „in der Weihung Grotte“ ist da nicht mehr die Rede, noch weniger von dem „Volke, das manch halbverstandenes Götterlied verdammt.“ Bescheiden und ohne jeden Anspruch auf Genie schließt er Z. 12:

„Nehmt denn aus des Mannes Händen
Deutsche, die geringen Spenden,
Euer bin ich lebenslang.“

Um ein abschließendes Bild von der Einwirkung B.-scher Lyrik auf Schl. zu gewinnen, sei vorgreifend noch eine Eigentümlichkeit des Kritikers Schlegel erwähnt. Schl. hat sonst nicht die Manier, in den zu rezensierenden Werken Plagiate zu erblicken. Indes unverhältnismäßig häufig vermutet er B. als Muster, so in den Gedichten von Carl Loos. Leipzig 1797 (Rez. Böck. XI. 119), in deren beiden längsten Stücken er „gewaltige Reminiszenzen“ an B. zu erkennen glaubt, „aber so ausgewässert, daß man das Vorbild (Elegie an Molly) kaum wieder erkennt, ob sich die Nachahmung gleich auf einzelne Zeilen und Zusammenstellungen von Reimen erstreckt.“

Bürger:	Loos:
„In dem Paradiesgefilde,	„Nein! — mich schützt des Himmels Milde
Wie sein Aug' es immer sah,	Die aus deinem Auge strahlt,
Waltet mit des Himmels Milde	Wesen nach der Gottheit Bilde,
Nach der Gottheit Ebenbilde	Wie in selige Gefilde
Adonid — Urania.“	Sie die Phantasie nur malt.“

G.A. Bürger-Archiv

S. 126: „Adelheid von Ilsenstein, eine Ballade“ — Das zweite längere Stück erinnert ebenso stark und auf eine für den Verfasser ebenso ungünstige Art an B. Das Sylbenmaß ist das von des „Pfarrers Tochter zu Taubenhain“.

Böck. XI. 364 u. in der Kritik über das „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799. Hsg. v. C. L. Leuffer, Stuttgart“: „In dem langen Liede an Emma hat der Verfasser den Ton von Bürgers Elegie an Molly anzustimmen versucht —“

Böck. XI. 375: „Ueber das Glück der Ehe von Franz von Kleist Berlin 1796“: „Auch das Glück der Ehe wird in Einem Ton abgeleiert, den von Kl. Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung ist zu wenig beschönigt, daß man nicht nur im Gang der Strophen überhaupt, in einzelnen Stellen ganz deutlich den Widerhall wahrnimmt.“

Böck. XI. 123: „Lyrische Gedichte von Friedrich Raßmann. Halberstadt 1797“ — „Ein blendendes Prachtstück eröffnet zwar die Sammlung, eine „Hymne an den Fleiß“, im Sylbenmaß von Bürgers Hohem Liede, dessen festlicher Pomp des Ausdrucks auch sichtbar darin nachgeahmt wird.“

Böck. XII. 127: „Soltaus Uebersetzung von Don Quichote 1800“ — „Den Gipfel von Herrn S.-s Uebersetzerkünsten findet man aber in dem — Sterbegesang des Chrysostomo, den er (horresco referens) in das lustige Romanzensilbenmaß

„Wie selig, der sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann“ (v. B.)

übertragen hat“.

In der von Schl. citierten Probe aus Soltau handelt es sich garnicht um B.-s Versschema, (abab) sondern, soweit das Citat reicht, um den Typus abcdc, also jedenfalls um mehr als vierzeilige Strophen. Es hätte näher gelegen, irgend ein anderes scherzhaftes Gedicht als Muster zu nennen, aber Schl. lagen die B.-schen Verse im Ohr, und er verglich damit.

Wenn in ihm bei der Lektüre fremder Gedichte sofort B.-sche Weisen erklangen, sobald es sich auch nur um

G.A. Bürger-Archiv

entfernte Aehnlichkeiten handelte, so ist dies eine neuer Beweis für seine eingehende Vertrautheit mit B.-s Lyrik, ja ein Beweis dafür, daß er vieles nahezu auswendig wußte.[5])

Schl. war kein Dichter. Sein hohes Talent für das Formale, seine zwar nicht originelle, aber sehr geschickt nachschaffende und nachempfindende Natur ließen ihn jedoch für die Uebersetzung um so geeigneter erscheinen. Und wieder war es B., der ihm auch hier die ersten Wege wies.

Als B. mit Schl. bekannt wurde, hatte er schon eine beträchtliche Uebersetzungspraxis hinter sich. Er hatte griechische Werke, wie den Roman „Anthia und Abrokomas“, Bruchstücke der Ilias in Jamben, i. J. 1784 solche in Hexametern übersetzt. Gerade Homer hatte B. Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen über die Uebersetzungskunst geboten. 1769 hatte er „Etwas über eine deutsche Uebersetzung Homers“ (Schnorrs Arch. XII. 70) geschrieben. 1771 „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homers“. Okt. 1776 wird im „Teutschen Merkur“ dasselbe Thema behandelt in: „Bürger an einen Freund über seine Teutsche Ilias.“

B.-s praktische Erfahrung und seine theoretischen Kenntnisse auf dem Gebiet der Uebersetzung lassen es nach allem klar werden, daß er bei gemeinsamer Tätigkeit auf diesem Felde A. W. Schlegel gegenüber die führende und belehrende Rolle übernehmen mußte.

* * *

Schl.-s größtes und bekanntestes Werk ist seine Shakespeareverdeutschung. Die Genesis dieses für das deutsche Schrifttum so bedeutsamen Unternehmens hat Michael Bernays sehr ausführlich dargestellt (Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Leipzig 1872.) Auf breiter Basis werden die Beziehungen B.-s zu Schl. geschildert. Es wird gezeigt, wie die Anregung zu dieser Uebersetzung in diesen Beziehungen zu suchen sei. Um einen tieferen Einblick zu gewinnen, wird erst die Einwirkung des B.-schen Geistes auf Schl. in dessen Lyrik, Sonettdichtung und Kritik nachzuweisen versucht.

G.A. Bürger-Archiv

Die „Ariadne“ Schl.-s als ein Muster B.-scher Technik hinzustellen, ist ein Mißgriff Bernays'. Die äußere Form ist von Wielands bequem behandelter Stanze hergenommen. Auch die Wahl und sprachliche Durchführung des Motivs erinnert an diesen mehr als an B. Als Stoffquellen wurden von Erich Wulf (August Wilhelm Schlegel als Lyriker. Diss. Berlin 1913) für den ersten Teil des Gedichtes Ovid, für den zweiten das 47. Buch der „Dionysiaca“ des Alexandriners Nonnos nachgewiesen.

In dem Sonett „Das „Lieblichste“ sieht Bernays „in Vers und Sprache das Bürgersche Muster bis zur täuschenden Aehnlichkeit wiedergegeben.“ Ueber die Schl.schen Verdeutschungen Dantes und Petrarcas aus der Göttinger Zeit, über seine damalige Behandlung der Sonette fällt er das Urteil (S. 41), alle diese Uebertragungen stünden auf der gleichen Kunststufe. Sinn und Inhalt des Originals werde möglichst lauter wiedergegeben, aber ein unbedingt strenger Anschluß an die Form werde nicht erstrebt. In dieser Fassung erscheint das Urteil nicht ganz richtig. „Erstrebt“ wird er wohl, aber nicht erreicht. Schl. befand sich noch in seinen Lehrjahren. Seine Sprachtechnik war ebenso wie die B.-s noch nicht vertraut genug mit den neu entdeckten Formen, um sich geschmeidig in das noch fremde Joch zu fügen. Im übrigen wurde ja gezeigt, wie Schl.-s Sonette sich noch in der Göttinger Zeit zu einer strengeren, rein jambischen Form durchringen, während B. bei seinen 5 füßigen Trochäen verbleibt.

Um zu zeigen, wie sich B.-s Geist auch in den Erstlingskritiken Schl.-s spiegele, geht Bernays auch auf die Schl.-sche Rezension des „Hohen Liedes“ näher ein. (Hsg. v. J. Minor Ztschr. f. österr. Gym. 1894.) Diese Rezension gebe gleichsam in gedrängter Form Gespräche wieder, wie sie zwischen den beiden stattgefunden haben mögen. Wie Schl. auf alle Geheimnisse der Versmechanik, auf die eindrucksvolle Vokalmischung, auf die Wirkung von drei aufeinander folgenden viersilbigen Wörtern, auf die klangliche Bedeutung von Vokal und Konsonant hinweise, (Bernays S. 37) dies alles wird mit feinem Veständnis hervorgehoben und als Beweis dafür

G.A. Bürger-Archiv

angesehen, wie gut Schl. in der poetischen Werkstatt Bürgers Bescheid wußte.“)

Selbst wo B. getadelt werde, da geschehe dies stets in B.-s Geist, nie gegen diesen Geist. (S. 38)

Der Ton dieser Kritik verhalte sich zu dem der Bürgerrezension von 1800 wie die Göttinger Petrarcasonette zu den späteren Bearbeitungen, wie die frühere Uebersetzung des Sommernachtstraums zur späteren.

Es wird jetzt klar, weshalb Bernays so weit ausholte. Es kam ihm darauf an, zu zeigen, in welchem Umfange und in welcher zeitlichen Begrenzung B.-s Manier in Schl. überhaupt nachwirkte. So konnte er die Bedeutung dieser Manier in dem Einzelfalle der Shakespeareübersetzung umso heller beleuchten.

Die ältere Bearbeitung des Sommernachtstraums gehört ebenfalls in „den Kreis seiner älteren Uebersetzungsarbeiten, auf die er selbst nach einem halben Jahrzehnt mißbilligend zurücksah —“ „Der Inhalt bleibt unangetastet, die Reihenfolge der Szenen unverändert. Der Text wird — — ohne Verkürzung und ohne Zutat geliefert. Aber den Formen, welche der Poet für seine Darstellung wählt, geschieht nicht durchweg ihr Recht.“

Die Untersuchungen Bernays stützen sich auf zwei Handschriften, eine ältere a, welche den Göttinger Entwurf bietet — die Seiten sind wirr durcheinander geheftet und weisen zahlreiche Korrekturen auf, welche aus der Mitte der neunziger Jahre stammen, wie die Schrift erkennen läßt. Die Handschrift, welche Bernays mit b bezeichnet, ist zierlich abgeschrieben, wohlgeordnet und enthält auf einzelnen Blättern die Proben B.-scher Uebersetzung, von B.-s Hand geschrieben.

Bernays stellt fest, daß die ursprüngliche Fassung zwar schon den 5 füßigen Jambus für den Blankvers verwendet, daß aber die gereimten Stellen des Dialogs durch abwechselnd männlich und weiblich reimende Alexandriner wiedergegeben werden und daß ebensolche metrische Abweichungen vom Original auch in den rein lyrischen Bestandteilen vorkommen.

Die briefliche Bemerkung Schlegels an Schiller (26 Febr. 1796), daß B. nur „einige der Lieder und ge-

G.A. Bürger-Archiv

reimten Scenen gemacht“ ist S. 52 citiert, ebenso das Billet, in welchem Schl. B. zum Tee und zugleich zur Arbeit am Shakespeare einlädt. B. schreibt auf die Rückseite:

„Ich scherz' um Oberon und reiz' ihn oft zur Lache.“ Die von B. übersetzten Stellen (auf den einzelnen, bei dem Manuskript b erhaltenen Blättern) sind S. 52 zusammengestellt:

2, 1, 32—59	2, 2, 27— 34
2, 2, 66—83	3, 1, 166—180
3, 2, 1—40	3, 2, 122—176.

Die Stellen, die B. sich auswählte, geben „dem jüngeren Freunde das Muster, welchem dieser in der Ausführung der Grenzen sich anschloß.“ Da es gerade die lyrischen Partien sind, in welchen das Elfenwesen hervortritt, mithin in diesem Stücke die tonangebenden, „bestimmte seine Manier den Stil des Ganzen.“ (S. 55.)

Mit Recht weist Bernays (S. 56.) darauf hin, daß B. nur in seiner Homerverdeutschung sich dem Geist des Originals zu fügen, ja in ihm aufzugehen verstand, während er in all seinen übrigen Uebersetzungen seine Persönlichkeit und seine Manier dem fremden Dichter aufdrängte, ein Umstand, der von Schl. selbst i. J. 1800 in seiner Bürgerrezension (Böck. VIII 133 f.) in vollem Umfang gewürdigt wurde. Bürgers Uebertragungen des Makbeth und der Epistel Heloises an Abälard werden a. a. O. ebenso als vergröberte Verzerrungen abgelehnt, wie bei Bernays.

Uebrigens bringt Bernays (S. 57) einen handschriftlichen Beleg (bei Strodtmann nicht enthalten) dafür, daß B. gerade mit seiner Uebertragung Popes Eindruck auf Schl. zu machen hoffte, gewiß in der damals noch berechtigten Annahme, Schl. teile seinen eigenen Geschmack. Der Brief stammt vom 30. Juli 1792.

„Empfange hiermit zwei M. A. Bogen, und erkenne abermahls daraus, was du schon mehrmahls erkannt hast, daß Niemand in Deutschland Verse zu machen versteht, als dein großer Meister Volker, und dessen gleichfalls großer, nur wie billig um eine Linie kleinerer Jünger —

G.A. Bürger-Archiv

Sieh, wie der alte Entellus den poetischen Kolben zu schwingen vermag.“

Der Brief liefert einen neuen Beweis für das poetische Gefolgschaftsverhältnis Schl.-s zu seinem Meister, welchem er aber gerade damals sich zu entziehen begann.

Die eingehende Vergleichung, welche Bernays zwischen den B.-schen Proben, der ersten Fassung der Schl.-schen Uebersetzung und dem Original anstellt (S. 62—65), führt zu dem Ergebnis, daß viel Fehlerhaftes der B.-schen Bearbeitung in Schl.-s erste Wiedergabe eindrang, so Achtlosigkeit gegen Umfang und Verszahl des Textes, die schleppenden Alexandriner, B.-s tonmalender Ueberschwang (in „Ihr borstigen Igel, Ihr Fledermausflügel — zischen — Gebüschen“ mit dem echt B.-schen „Eyapopey“ S. 64), ferner vielfach wörtlicher Anschluß an B., so:

„Zum Versuch auf seinem Auge,
Was dieß Liebesblümchen tauge.
Aber, was, o Still und Nacht, —“ (S. 62)

In der zweiten Fassung dagegen herrscht durchweg der Blankvers. Jede Uebertreibung wird vermieden. Inhaltlich und formell wird Treue und Enthaltsamkeit dem Original gegenüber maßgebend. B.-s Einfluß kann als ausgemerzt gelten. So weit reichen Bernays' Untersuchungen, die sich auf ein reiches Vergleichsmaterial stützen. Daß auch Caroline bei der B.-Schl.-schen Shakespeareübersetzung eine Rolle spielte, war ihm noch nicht bekannt. Gotter hatte ein Stück geschrieben „Die Zauberinsel“, das sich an Shakespeares „Sturm“ anlehnte. Das Stück las Caroline, war begeistert, und suchte die B.-Schl.-schen Versuche, die ihr wohlbekannt waren, damit in Zusammenhang zu bringen. (I. 240 Waitz.) Caroline an Gotter 13. Nov. 91: „Ich habe Bürgern soviel von Ihrer Zauberinsel gesagt, daß ich Wünsche in ihm rege gemacht habe, deren Ueberbringerin ich gern seyn will, ob ich gleich nicht so zuversichtlich bin sie zu unterstützen — er wünscht sie zu lesen — vielleicht um den Sommernachtstraum, der bis jetzt bloße Nachbildung des Originals, deren Zweck mehr Treue, wie Schönheit und Bereiche-

G.A. Bürger-Archiv

rung des Theaters war, ist, nach diesem Zuschnitt zu formen."

Diese Anregung teilt B. Schl. mit, der sich damals schon in Amsterdam befindet. 31. Oktober 1791 (Str. IV. 134):

„Gotter hat eine gar herrliche freie Nachahmung von Shakespears Sturm unter dem Titel die Zauberinsel verfertigt, wovon die Damen nicht genug zu rühmen wissen. Mozart componiert das Stück. Dieser Umstand hat gemacht, daß von unserm Sommernachtstraum der Staub wieder abgeblasen ist, und Mad. Böhmer (Caroline) und ich haben uns vorgenommen, dem Burschen fördersamst gemeinschaftlich das Wasser zu besehen."

Schl. selbst hat sich nirgends über B.-s Versuche am Sommernachtstraum eingehend geäußert, wohl in dem unbehaglichen Bewußtsein, selbst auf den B.-schen Abwegen gewandelt zu sein. Um so schärfer trifft sein Tadel B.-s „Makbeth", welcher „manierierter ausgefallen sei als sein Manieriertestes" — die — „vorgenommenen Veränderungen, Auslassungen, Umstellungen" — dies alles lasse darauf schließen, „daß Bürger sich zu keiner reinen und ruhigen Ansicht des Shakespeare erhoben hatte." (Böck. VIII. 136.)

Bürger war ein Verehrer der italienischen Sprache und Literatur. Die klangliche Fülle der romanischen Laute war seinem für jeden Wohlklang empfänglichen, phonetisch-feinen Gehör gemäß.

Abgesehen von seiner emsigen Beschäftigung mit Petrarca, welche zusammen mit der Behandlung des Sonetts gewürdigt wurde, hat B. Boccaccio gekannt, aus dem er eine Novelle (Guiscardo e Ghismonda) der Romanze „Lenardo und Blandine" Sauer Nr. 82 zu Grunde legte. Freilich zeigt B.-s Bearbeitung, wie Schl. in der Bürgerrezension hervorhebt, daß er den feinen und maßvollen Kunstsinn des Italieners nicht erfaßt hatte. Das Fragment „Bellin" ist eine Uebertragung aus Ariosts „Orlando Furioso" (Wzb. II. 87).

Von Dante besaß B. wohl nur mittelbare Vorstellungen. Ein Gedicht B.-s erwähnt Ugolino: „Ugolino war Verleger des Gehirns des Erzbischofs Ruggieri in der

G.A. Bürger-Archiv

Hölle." (Anm. B.-s.) Doch kann diese Kenntnis B.-s auch auf Gerstenbergs Drama „Ugolino" zurückgehen. Auf jeden Fall war B. es nicht, der Schl. zu Dante hinführte. Was ihn an den Italienern außer der Klangschönheit der Sprache anzog, das war die südlich-bildliche Pracht des Ausdrucks, die Reinheit äußerer Form in grammatischer, stilistischer und metrischer Hinsicht. Die innere Kunstform der Romanen, die Oekonomie in Wahl und Ausbeutung der Motive, der maßvolle und doch unbefangene Ausdruck der Affekte blieb ihm fremd. Noch ferner lag seinem weltlichen, in der sinnlichen Wirklichkeit wurzelnden Wesen die metaphysische Sinnenflucht Petrarcas, dessen Sonetten die spielende Symbolik: Laura-l'aura — zu Grunde liegt, — die Geliebte aufgefaßt als ein Hauch, aller derben Körperlichkeit entkleidet — ebenso fern die religiöse Mystik und Allegorie Dantes. Darin unterscheidet sich B. noch durchaus von der Romantik, welche außer der äußeren Form der großen Italiener auch deren innere, das Symbolisieren des Uebersinnlichen durch das Sinnliche, die Allegorie und die katholische Mystik in ihren Bereich zu ziehen suchte.

* * *

Schl. verschiebt erst nach seiner Göttinger Zeit den Schwerpunkt seiner Produktion auf das Gebiet der Kritik. Die Amsterdamer Zeit ist eine Zeit des Uebergangs. Von außen her wird Schl. dazu angeregt, die Dichtung seines Meisters und seine eigene von neuen Gesichtspunkten aus zu betrachten, ja sich von B. loszulösen. Seine „Betrachtungen über Metrik" zeigen, mit welchem Eifer er fürs erste B.-s Standpunkt verteidigte. Von Böcking ist der Aufsatz schlechthin in die letzte Hälfte der neunziger Jahre versetzt. Nun kennen wir einen Brief Friedrichs an seinen Bruder, datiert vom 10. Nov. 1793, der hauptsächlich auf B. Bezug nimmt. Darin heißt es: „Und mir scheint es immer etwas sehr untergeordnetes, schön zu reimen in unserer Sprache die der höheren Harmonie fähig ist." In wörtlicher Anspielung auf diese Bemerkung beginnt August Wilhelm,

G.A. Bürger-Archiv

anscheinend den Brief des Bruders vor sich, seine Betrachtungen genau mit denselben Worten (Böck. S. 155) — weiter unten heißt es: „Du bekommst nun aber den gerechten Lohn für deine Impertinenzen: eine Abhandlung über diesen Gegenstand — wenn ich sie zu Ende bringe! ein volles gerütteltes und geschütteltes Maß." Es leuchtet ein, daß diese Darlegungen als Antwort auf Friedrichs obige Aeußerungen gedacht waren. Friedrichs nächste Antwort vom 24. Nov. 93 enthält die Stelle (Walzel S. 147): „Dein — Paquet und den Brief über Bürger an mich habe ich erst am Sonnabend herausgeschickt" (an Bekannte). Aus diesem Schreiben geht klar hervor, daß jener „Brief über Bürger" eben August Wilhelms Abhandlung über Metrik ist, nicht nur wegen der Bezugnahme auf B., wegen der wörtlichen Citierung des Urteils Friedrichs, sondern auch wegen eines Hinweises auf Klopstock („Wenn ich dies von dir bei Schiller und Klopstock nicht erwarte —") von dem August Wilhelm abfällig urteilend gesprochen hatte S. 157 Z. 8 f., Z. 23 f. — S. 158 Z. 8 f., Z. 20 f., Z. 33 f. — S. 160 Z. 26 f. u. s. w.) Die Abhandlung fällt also in die Zeit vom 10. Nov. — 24. Nov. 93 und ist aus Meinungsverschiedenheiten der Brüder über B. hervorgegangen. August Wilhelm geht von einer Verteidigung B.-s aus, und die Vermutung, er würde sich in dieser Fehde B.-scher Waffen bedienen, bestätigt sich. Ja es gibt einen Aufsatz B.-s, der ganz speziell Schl.-s Darstellung zu Grunde liegt: „Hübnerus Redivivus, d. i. kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten." (Wzb. III. 55) Schlegel kannte jenen Hübner, auf den B. Bezug nahm, ja er studierte ihn sogar sehr eingehend, wohl von B. auf ihn hingewiesen. Denn in dem Katalog seiner nachgelassenen Büchersammlung (hsg. v. d. Bonner Buchhändler Heberle 1845) findet sich S. 84 Nr. 1169: „Johann Hübners poetisches Handbuch — das ist Anleitung zur deutschen Poesie, nebst Reimregister, Leipzig, Gledisch 743 (statt 1743) mit Papier durchschossen und einigen handschriftlichen Bemerk. Dicker Hlbbd."

Schon die Disposition, die Schl. und B. vorausschicken, weist neben der dreiteiligen Struktur eine in-

G.A. Bürger-Archiv

haltliche Gleichung auf: B. schreibt (S. 226 u.): „Seine Vollkommenheiten (d. h. des Reims Vollkommenheiten) sind Richtigkeit, Wohlklang und Harmonie mit dem Inhalte" und teilt dann ein (Wzb. S. 55): 1. „Von der Richtigkeit" 2. „Vom Wohlklange" (Wzb. S. 65) 3. „Harmonie mit dem Inhalte" (— ist ein Teil, der in der Durchführung fehlt.) Bei Schl.-s Einteilung (S. 155) „— sie soll drei Teile haben: über Euphonie, über Eurhythmie und über den Reim" entspricht Euphonie wörtlich dem Wohlklange, und inwiefern das Kapitel „von der Richtigkeit" mit Eurhythmie zusammenfällt, soll gezeigt werden.

Ueber vokalische Reinheit der Reime sagt B. (Wzb. S. 64): „Nicht leicht wird daher wohl jemand a, e, i, o, u aufeinander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe, ungebildete, ebenso falsch hörende als sprechende Schwaben sein, die wohl sonst und Kunst, können und sinnen aufeinander zu reimen imstande sind." Diese Fehler der Schwaben wurden später von Schl., besonders Schiller gegenüber, sehr scharf gerügt — freilich nicht in der vorliegenden Abhandlung, sondern in Epigrammen. (Böck. II. 210):

„Wenn jemand „Schooße" reimt auf „Rose",
Auf „Menschen" „wünschen" und in Prose
Und Versen schillert: Freunde! wißt,
Daß seine Heimat Schwaben ist."

Noch drastischer auf derselben Seite:

„Wenn dies, wie ich, die Teutsche wenschten,
So stühnde sie euch gern zu Tentschten."

(Vgl. dazu Schl. Böck. XI. 178: „Sieht man nicht schwäbische Dichter „Menschen" und „wünschen", „Enkel" und „Winkel" — — reimen —")

Ueber mißtönende Konsonantengruppen äußert sich B. (Wzb. S. 66): „Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene, harte Konsonanten zusammen stoßen — können nicht für wohlklingend geachtet werden —" (Beispiele: „schöpfte, schröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; —") „Der Vokal wird durch die Menge der über ihn herstürzenden Konsonanten erstickt."

Schl. (S. 166 o.): „Die mindere Empfänglichkeit der nordischen Völker verrät sich zuerst in der Kargheit, wo-

G.A. Bürger-Archiv

mit sie ihren Sprachen die Vokale — also Stimme, Gesang, Lebensodem, Seele — zugemessen haben; und dann auch in der Beschaffenheit". (Beispiele: „Schwarz, Sprung, Pfropf —")

Aehnlich verhalten sich beide in der Beurteilung des Vokals e.

B. (Wzb. S. 66 f.): „Im Vorbeigehn, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Dritteile der vielen e in unserer Sprache holte! Vor diesen e kann fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen." Dann werden deutsche und italienische Verse verglichen mit dem Ergebnis (Wzb. S. 67): „Schändlich, schändlich ist es, daß dieser „E"-Ton sich überall aufdringt —"

Schl. macht (S. 175) den Versuch, die Vokale in ihrem Charakter symbolisch durch die Farben des Regenbogens darzustellen, ein früher Anklang an die spätere romantische Mode der „audition colorée", der Symbolisierung von Klängen durch Farben und umgekehrt. Dabei heißt es von e: „— Das „E" gehört durchaus nicht unter die Farben des Regenbogens — es ist grau. Ich habe nachher noch mehr Böses von ihm zu sagen." Dieses „Böse" steht S. 176: „Geschlossen aber, und hauptsächlich ohne den Ton, wie der Infinitiv aller unserer Verben „sagen" u. s. w. sagt es garnichts, sondern ist das treffendste Bild der Gleichgültigkeit."

(Dazu vgl. Min. I. 311. 8 f., wo sich Schl. ebenfalls über das e als den „Ausdruck der Gleichgültigkeit, die nothdürftigste Begleitung der Consonanten, um sie nur eben hörbar zu machen" beklagt und ebenso wie B. den Vokalreichtum des Althochdeutschen preist.)

Im Konsonantismus macht B. auf den Unterschied zwischen der gutturalen und velaren Artikulation des Lautes ch aufmerksam (Wzb. 59), den der Grammatiker Adelung gänzlich übersehen habe. „Ich meine die Verschiedenheiten nach a, o, u und nach ä, e, i, ö, ü —" B. unterscheidet zwischen „Ach"- und „Ich"-Lauten, d. h. zwischen „gehauchten" und gepfiffenen". Wzb. S. 60 wird angeführt, daß die Vokale die Laute: ch, auch wenn sie vorangehen, in dem erwähnten Sinn beeinflussen. Das neugewonnene phonetische Gesetz, das B. in modern

G.A. Bürger-Archiv

anmutender Weise auch lautphysiologisch erläutert, wird auch auf g angewandt, soweit es in seiner hochdeutschen Aussprache mit ch zusammen fällt.

Diese Untersuchung bildet zweifellos die Grundlage der Schl.-schen Sätze auf S. 189: „Diesen Gurgellaut (ch) haben wir viel zu viel — ja wir sind solche Virtuosen darin, daß wir sogar ein doppeltes ch haben, da andere Nationen nur eine Art kennen. Das eine ch wird nach a, o, u, und au gesetzt: ach, auch — das andere, welches uns eigentümlich ist — aber Ausländern unglaubliche Schwierigkeiten macht, (ein Umstand, auf den B. (Wzb. S. 59) hingewiesen hatte) steht nach i, e, ä, ö, und den Konsonanten: nicht, Furcht.

Außerdem finden sich folgende Parallelen: Schl. S. 169: „G. ist offenbar angenehmer als ch. Wir haben jenes ziemlich viel, wenn wir es nur rein bewahrten und nicht bald ins j verfielen.

B. Wzb. 62: „Sollte nicht g auch zuweilen fast wie j ausgesprochen werden".

Auch die Beobachtung, daß g zuweilen wie k gesprochen werde, (im Auslaut: Gesang) wird anschließend von beiden verzeichnet. (In der Kritik einer phonetischen Schrift (Böck. XI S. 181) vermißt Schl. die Unterscheidung zwischen „Ich"- und „Ach"-Lauten, wobei er sich ausdrücklich auf B.-s Aufsatz beruft.) Diejenigen Stellen, die in B.-s „Hübner" und in Schl.-s „Metrik" die größte inhaltliche Aehnlichkeit aufweisen, sollen in folgendem nebeneinander gestellt werden:

Bürger (Wzb. III. 65 f):

„Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Konsonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit den folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metallklang

Schlegel (Böck. IX. 168 f.):

„L, m, n, scheinen mir unbedingt angenehm im Anfang der Silben — nämlich unmittelbar vor dem Vokal und verdoppelt zwischen zwei Silben Wonne, Flamme — — — Das l vor dem m oder n in der Mitte eines Wortes ist auch sanft: almus, almy-

G.A. Bürger-Archiv

geben. Z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe — Wenn die flüssigen untereinander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime: z. B. Halme, Palme —" (Dieser Reim bei Schl. I. 83 Z. 5 u. 7) ros —" (Dazu vgl. Min. I. 278 Z. 27 f.: „Eine unmittelbare — — — Aehnlichkeit haben Tonzeichen nur mit dem Hörbaren — — — z. B. die Verbindung des L mit einem andern Consonanten bedeutet leichte Bewegung: fließen, gleiten, wovon glatt.")

Die Abhandlung über Metrik bezeichnet einen Wendepunkt. Sie bildet ein abschließendes Zeugnis für die formale Schulung, die Schl. von B. empfangen hat, eine zeitliche Grenze für B.-s äußere Einflüsse. Von nun an verlegt Schl. den Schwerpunkt seines Schaffens auf literarhistorische und theoretische Arbeiten. Auch hier treten bald Bürgerische Werte zu Tage, zwar von weniger auffälliger Prägung, dafür aber von dauernderer und wirksamerer Bedeutung.

Gewiß liegt das Quellgebiet Bürgerischer Dichtung im Bezirke der Anschauungsweise des Sturms und Drangs. Jedoch wurde B. durch die scharfe Prägung seiner Persönlichkeit davor bewahrt, ausgesprochener Anhänger einer literarischen Richtung oder gar ihr Mitläufer zu werden. Es bildeten sich Eigenwerte in ihm aus, welche auf die kommende Generation der Romantik hinweisen und durch die Vermittlung August Wilhelms mit ihr in Beziehung stehen.

Im Rahmen unserer Betrachtung ist es nötig, die Stellungnahme der Frühromantik zum Sturm und Drang im allgemeinen, so wie sie in Schlegels Schriften zum Ausdruck kommt, zu beleuchten.

Um den Wandel des Schlegelschen Urteils in dieser Hinsicht aufzuzeigen, sei mit einem Gedicht an Bürger begonnen, das noch ganz im Sinne der Geniezeit gehalten ist. Die Verse sollen B., der, durch Schillers Rezension niedergeschlagen, den vorgeworfenen Mangel an Idealität durch peinliches Ausfeilen der Verse zu ersetzen suchte, aufmuntern und ihm neues Selbstvertrauen einflößen. (Gött. Mus. Alm. 1792) Böck. I. 8. l.:

G.A. Bürger-Archiv

„Ward Kraft und Genius Dir angeboren
Und modelst doch an Dir mit feiger Qual?"

Z. 5: „Den Geist des Dichters adelt die Natur."
Z. 10: „Natur ist Eins und Alles."
9. 1. „Wer tiefes, eignes Leben in sich trägt,
Der athm' es aus, und frage keinen Richter
Und wisse dann, er sei's, nicht der sei Dichter,
Des weiser Kopf Gefühle mißt und wägt."

„Kraft", „Genius", „Natur ist Eins und Alles", dazu noch „tiefes, eignes Leben", das nichts anderes bedeutet als eine poetische Umschreibung der „Originalität" — da hat man die Forderungen der Stürmer und Dränger, auf den engsten Raum zusammengedrängt, vor sich. Aus dem Zusammenhang geht aber hervor, daß Schl., anstatt diese Forderungen von seinem Mentor zu übernehmen, sie im Gegenteil diesem mit einem eindringlichen Hinweis vor Augen hält, gleichsam als sei er selbst bedeutend sicherer und heimischer in jenen Tendenzen als B.

In der Tat war in jener Zeit B. durch Schillers herbe Kritik an sich selbst sehr unsicher geworden. Zu dieser persönlichen Unsicherheit kam aber noch ein gewisser Mangel an Zuversicht, welcher die Literatur jener Zeit erfaßt hatte. Schl. äußert sich darüber: Böck. VIII. 66 „— nachdem die sogenannte Sturm- und Drang-Periode in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ sich in den Achtzigern eine gewisse Erschlaffung spüren, die durch mancherlei zusammentreffende Umstände vermehrt wurde." „Bürger", heißt es weiter unten, „hatte häufige Anwandlungen von diesem Kleinmuth." („Bürger" 1800.) Den „Glauben, das Gebiet der Dichtung ziehe sich gegen das der Begriffe immer enger zusammen, jede neue und große Hervorbringung in der Poesie werde immer schwieriger, ja unmöglich", wie es a. a. Ort heißt, diesen Glauben wirft Schl. dem Dichter noch später vor in dem Gedicht: „An Bürgers Schatten". 1810. Böck. I. 375:

„In dumpfen Tagen schien der Quell der Dichtung
Dir schon versiegt."

Auf jeden Fall war der genannte Zustand des Schwankens geeignet, trotz der genialischen Haltung des

G.A. Bürger-Archiv

Zuspruchs an B. v. J. 1792, Zweifel an der Lebensfähigkeit der Sturm- und Drang-Literatur in Schl. zu erwecken, welche durch die Korrespondenz mit Friedrich genährt, durch den Umgang mit Schiller und die aufkeimende romantische Theorie geklärt wurden. Ein Jahrzehnt später steht sein Urteil fest, ohne sich im weiteren Verlauf wesentlich zu ändern. Im Zusammenhang mit der historischen Betrachtung Bürgers in der Rezension v. J. 1800 äußert er bereits: (Böck. VIII. 65 f.) „Dieß (der Beifall seiner Leser) gab ihm (B.) Mut und Sicherheit, wenn er gleich nicht in die trunkenen Hoffnungen Mancher einstimmen konnte, die nicht nur ohne Theorie und Kritik, sondern ohne alles gründliche Kunststudium das Höchste in der Poesie, als die ihrem wahren Wesen nach nur eine freie Ergießung sich selbst überlassener Originalität sei, zu ergreifen gedachten. Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgerissen, und der Einfluß damals herrschender Ansichten auf seine Grundsätze und Ausübung zeigt sich nur bei einer näheren Prüfung."

Die Stelle zeigt, daß Schl. allerdings einsah, wie B.-s Entwicklungsgang nur im Zusammenhang mit den Anschauungen der Geniezeit zu verstehen sei, daß dem großen Theoretiker der Frühromantik es jedoch durchaus gemäß war, daß B. sich zu jener Kritikfeindlichkeit ablehnend verhielt. Inwieweit B.-s Selbständigkeit den genannten „Verirrungen" gegenüber sich mit der Romantik berührt, wird später auszuführen sein. Auf B.-s Stellung zur „Originalität" und „Genialität" wirft die Rezension ein erhellendes Schlaglicht. (S. 74) „Popularität und Correktheit" heißt es, seien die „leitenden Begriffe" B.-s sein ganzes Leben lang gewesen. Die „Idealität" sei ihm später (von Schiller) aufgedrungen worden. „Dagegen verließen ihn in dieser Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichsam, um die Sitte seiner Altersgenossen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten."

G.A. Bürger-Archiv

Besonders die Berliner Vorlesungen 1801—1804 (hsg. v. I. Minor) enthalten dankenswerte Aufschlüsse über Schlegels Haltung dem Sturm und Drang gegenüber.

I. Teil 1801/2. I. 29. 19 f.

„Dies war denn doch die Forderung, die in der Periode des Kraftgenie's gemacht wurde, das Genie solle völlig blind seyn, der kleinste Grad von Einsicht und Vernunft, glaubte man, thue schon der Genialität Abbruch. Der Erfolg war auch danach."

I. 83. 34 f. „In jener an sich lächerlichen poetischen Anarchie, die aber doch eine günstige Krise und neue Lebensregung verkündigte, schien der Geist, der so lange von conventionellen Regeln und dem Joche der Autorität eingezwängt gewesen war, mit dem äußeren Zwange zugleich auch alle innere Gesetzmäßigkeit abwerfen zu wollen; und ungebührliche Zügellosigkeit und exzentrische Originalität wurden zu den wesentlichen und einzigen Kennzeichen des Genies gemacht."

Gelegentlich der Rezension einer Petrarcabearbeitung wird gezeigt, „zu welcher Verkehrtheit, Verschrobenheit und Abenteuerlichkeit das erbarmenswürdige Ringen nach einem Schein von Genialität führen kann." (Böck. X. 204) Vorl. Min. III. 155. 1 ist von den „üblen Manieren der damaligen Sturm- und Drangperiode" die Rede.

Diejenigen Momente also, die Schl. besonders scharf verurteilte, den Originalitäts- und Genialitäts-Taumel, glaubte er bei B. nur in geringem Maße anzutreffen.

Daß B. sich nicht nur in seinen Dichtungen, die in ihrem Streben nach „Volkstümlichkeit" Klarheit und Einfachheit anstrebten und schon deshalb die verworrenen Pfade der „Originalität" vermeiden, von jenem exzentrischen Wesen freihielt, sondern auch theoretisch dagegen anging, geht aus der „Vorrede" zu „Daniel Wunderlichs Buch", der Fibel seiner Kunstanschauung, hervor: Wzb. III. 6.

„Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade, als ob alles, was geschrieben wird, neu und unerhört sein müßte. Was ist ganz neu unter der Sonne?"

G.A. Bürger-Archiv

Aehnlich Wzb. IV. 20.

„Da es dem deutschen Originalgenie, welches in unseren Zeiten fast ein Unding geworden, eigen war — —“ Schl.-s Urteil: (Vorl. Minor III 22. 13 f.) „Nach Klopstocks Beyspiele haben sich denn Jünger genug gefunden, welche, gleichsam trunken von dem erhabenen Gefühl Deutsche zu seyn, ihm nachlallten, und einen fanatischen, von aller historischen Kenntnis des Charakters der Deutschen, ihrer jetzigen Lage und ihrer ehemaligen Thaten entblößten Patriotismus in Prosa und Versen predigten.“ — Dieses Urteil, welches sich mit einem üppig wuchernden Seitentrieb der Sturm- und Drang-Literatur befaßt, ist auf B. am allerwenigsten gemünzt. Denn obwohl er mit den Brüdern des „Hains“, den Nachbetern Klopstocks, in engem Verkehr stand, so blieb doch deren Germanenkultus, deren Bardendichtung und Arminiusverehrung ihm durchaus wesensfremd. Sein Schaffen weist davon keine Spuren auf. Der unkritische Jubel, mit dem man eine selbsterfabelte Vorzeit feierte, sagte seinem anschaulichen Sinn nicht zu. Sein starkes Nationalgefühl stärkte sich an dem lebendigen Volkstum und an den vorhandenen Denkmälern des Schrifttums, ging die Wege der Germanistik und nicht die der Schwärmerei. Inwiefern er dadurch der Romantik nahe kam, wird später beleuchtet werden.

Schlegel betrachtete die Geniezeit und die Romantik jedoch keineswegs als heterogene Richtungen. Er erkannte den Zusammenhang und begründet ihn sehr eingehend im III. Teil seiner Berliner Vorlesungen. (Minor III. 83 Z. 21 ff.)

„Bisher hätte ich also dargethan, wie alle unsre Dichter in so fern gelehrt oder literarisch zu Werke gingen, daß sie fremde Muster vor Augen hatten; und zugleich wie diese entweder nicht die rechten waren oder von ihnen verfehlt wurden. Es trat aber eine Klasse von Schriftstellern auf, welche behaupteten, die Poesie solle gar keine Kunst, sondern ein besinnungsloser, fast unbewußter Erguß der Natur seyn. Der Irrthum lag darin, daß sie die Entgegensetzung von Kunst und Natur als absolut fixirten, und sie nicht zu synthetisiren wußten, da

G.A. Bürger-Archiv

doch ächte vollendete Poesie eben so sehr Kunst als Natur seyn muß, und eins immer in das andere übergeht. Mit dem Auftreten dieser Geister hätten wir also, wie in den urältesten, so wieder in der neuesten Zeit eine ganz auf eignem Grund und Boden erwachsene Original-Poesie bekommen. Man weiß aber schon, wie es ausfiel, wie bald das Wahre, das in der anfänglichen Richtung lag, unter lauter Verwirrung zu Grunde ging, und nachdem sich die Nebel gesenkt hatten, nur Goethe allein, in der Gestalt des reifen Meisters und Künstlers, stehen geblieben war. — Wenn man ferner genau zusieht, so entdeckt man bald, daß auch diese Epoche ihre Literatur vermeyntlicher Naturpoesie vor Augen hatte, worunter Shakespeare, als ein blindes Sturm- und Drang-Genie oben an stand, dann Ossian, die alten Balladen und Volkslieder u. s. w., also wollte doch auch dieß Bestreben seine Hervorbringungen historisch an etwas schon vorhandenes anknüpfen; und wenn man das aussondert, was in der damaligen Begeisterung wirklich das Wesen der Poesie traf, so findet man leicht, daß es ein Ausblick in das romantische Gebiet war, was sie erregt hatte.“

Im Anschluß an diese Auseinandersetzung sind folgende Forderungen der Romantischen Schule aufgestellt: Universalität (III. 85 Z. 31), umfassende, sich nur an das Vortreffliche haltende Gelehrsamkeit (III. 85 Z. 15), Nationalität im Sinne der gemeinsamen Nationalität des neueren Europa (III. 86 Z. 19), die Welt des Mittelalters als Quellgebiet der romantischen Mythologie (III. 86 Z. 33).

So wäre denn Schl. in einem sehr umfangreichen Citat zu Wort gekommen. Aber nichts vermag besser seine Auffassung des Verhältnisses der Geniezeit zum Rationalismus einerseits, zur Romantik andrerseits klarzulegen, als diese präzis formulierten Sätze.

Die Fehde gegen die Dichter der Aufklärungszeit, deren „Muster entweder nicht die rechten waren oder von ihnen verfehlt wurden“, das ist das negative Moment, welches von der Romantik übernommen wird, die Erschließung eines neuen Quellenbereiches: „Shakespeare, die alten Balladen und Volkslieder u. s. w.“ das positive, der „Ausblick in das romantische Gebiet“ ist eröffnet.

G.A. Bürger-Archiv

Welches sind nun nach Schl. die trennenden Momente? Die Antithese von Kunst und Natur, an deren Stelle die Romantik die Synthese anstrebte, und demzufolge die falsche Deutung der neu aufgestellten, an sich trefflichen Muster als regellos geschaffener Naturergießungen.

Die „Antithese von Kunst und Natur" bestimmt freilich auch B.-s Schaffen, jedoch in der Modifikation der „Volkstümlichkeit" welche, wie man sehen wird, der Romantik verhältnismäßig nahe lag.

„Shakespeare, die alten Balladen und Volkslieder" bilden geradezu den Nährboden, auf dem B.-s Dichtungen gediehen. Ja, zweifellos mußte Schl. in diesem Zusammenhang an ihn gedacht haben, denn wer wäre ein lebendigerer Vermittler der alten Balladen und Volkslieder gewesen, als gerade B.?

Was schließlich die Polemik gegen den Rationalismus anlangt, so liegt es nahe genug, an B. zu denken, der in der geharnischten Ansprache „An die Philosophunkulos" seine Ansicht vom Wunderbaren verfochten hatte, der seine Stellung zur Volksdichtung in erbitterter Fehde als „Daniel Wunderlich" gegen „Daniel Säuberlich" verteidigte. Der letzte war kein anderer als der alte Nikolai, das Haupt der Berliner Aufklärungsliteraten, der nachmalige Erbfeind der Romantik, d. h. jener Feind, den die Romantik vom Sturm und Drang geerbt hatte.

Weist schon der von Schl. skizzierte Zusammenhang zwischen Romantik und Geniezeit deutlich auf B.-s vermittelnde Rolle hin, so wird diese noch einleuchtender gemacht werden durch die folgenden vergleichenden Betrachtungen.

* * *

Homer und Shakespeare, das sind die zwei hellsten Gestirne, nach denen B. seine dichterische Laufbahn orientiert. Während aber seine Nachdichtung Shakespeares ihn in ungünstigem Lichte erschienen ließ, wurde er durch die Beschäftigung mit Homer auf den rechten Weg gewiesen.

B.-s Auffassung von dem Wesen Homers findet sich niedergelegt in den „Gedanken über die Beschaffenheit

G.A. Bürger-Archiv

einer deutschen Uebersetzung des Homer, nebst einigen Probefragmenten" 1771 (Wzb. IV 15).

Homer ist nach seiner Ansicht in der Vorstellung der Griechen, welche in der späteren Epoche verfeinerter Kultur lebten „ein ehrwürdiger Greis, den aber noch keine Runzeln des Alters entstellt hatten", (Wzb. IV 17) „ein braver, ehrwürdiger Mann nach altem Schrot und Korn, dessen Sonderheiten und Solöcismen man gern duldet, ja oft sogar mit Wohlgefallen betrachtet, ob man sie gleich selbst nicht nachahmt". (a. a. O.) Deshalb sei er auch nicht in der Sprache der modernen Deutschen schlechthin zu übersetzen, sondern in einer Ausdrucksweise, die teils veraltete, teils ausgestorbene Wörter, Wortfügungen und Redewendungen verwende (Beispiel: „Sint" statt „seit"). Doch müssen diese „edel sein und nichts Komisches, Niedriges und Pöbelhaftes im Gebrauch an sich haben." (S. 19.)

Auf diese Weise hofft B., dem „ehrwürdigen" Dichter gegenüber ein ähnliches Gefühl zeitlicher Distanz zu erwecken, wie es der hellenische Zeitgenosse eines Sophokles bei der Lektüre der Odyssee empfunden haben mag.

Etwas romantisches liegt schon in der klaren Erfassung jener eigentümlichen Wirkung, welche die poetische Darstellung einer zurückliegenden Kultur durch das Medium zeitlicher Entfernung erfährt. Noch romantischer muten die Mittel an, die B. vorschlägt.

Der Uebersetzer soll sich an Luthers Sprache bilden und „fleißig die Ueberbleibsel der älteren Sprache und Dichtkunst, von den Minnesingern an bis nach Opitz herunter, studieren." (Wzb. IV. 20.) Als Quelle solcher Studien wird Johannes Schilters „Thesaur" empfohlen (Thesaurus antiquitatum teutonicarum u. s. w. Ulm 1727 3 Bde.). Die Stelle ist insofern interessant, als sie eine Hauptquelle für B.-s germanistische Studien liefert.

B. schlägt also vor zu archaisieren. I. J. 1771 mußte dies noch als ein unerhörtes Wagnis erscheinen. Kein deutscher Dichter oder Uebersetzer hat mit wirklich dichterischen Ausdrucksmitteln auf Grund quellenmäßigen Studiums diesen Versuch vor ihm gewagt. (Goethes

G.A. Bürger-Archiv

„Götz“ erschien erst Juni 1773.) Denn die zeitgenössische Bardendichtung bot sprachlich und inhaltlich etwas, das nur durch die Absicht an die altdeutsche Zeit erinnerte. Für die romantischen Dichter in ihrem Bestreben, das versunkene Mittelalter wieder zu lebendiger Anschaulichkeit zu erwecken, sollte das Archaisieren geradezu zu einem unentbehrlichen Kunstmittel werden (Beispiele für B.-s archaisierende Uebersetzung:

Wzb. IV. 35: „Fürwahr! Eine Zage (für Feigling) wär ich“ (Z. 19 v. u.). A. a. O. 6. Buch der Ilias. S. 33: „Zeuch“ (Z. 26 v. u.) u. a.)

Kein Wunder, daß diese Uebersetzung den ungeteilten Beifall Schl.-s fand. Wenn übrigens B. damals, sich auf Herder berufend, den 5 füßigen Jambus seiner Uebersetzung mit Feuereifer verfocht, so hat er später diesen Standpunkt aufgegeben mit den hexametrischen Fragmenten v. J. 1783. Jedoch auch die Jamben B.-s werden von Schl. günstig beurteilt („Bürger“ 1800 Böck. VIII. 133). Seine hexametrische Uebersetzung erfährt a. a. O. das Urteil: (S. 134): „— unter allem, was er poetisch nachgebildet, ist nichts so frei von Manier, und sein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm manches von seiner traulichen und naiven Weise zu eigen gemacht.“ Am eingehendsten beschäftigt sich Schl. mit B.-s Homerübersetzung in der Rezension über „Homers Werke von Johann Heinrich Voß. Altona 1793“ (Rez. aus der Jenaischen allg. Literaturzeitung 1796) Böck. X 136 ff.

Die neuere Voßische Uebersetzung wird der Bürgerischen in Beispielen von je 32 Versen gegenübergestellt. Dabei kommt Schl. zu dem Resultat, daß Voß zwar der gewandtere Metriker, der sprachkundigere Uebersetzer sei, daß B.-s Wiedegabe aber trotzdem innerlich treuer „uns bekannter und herzlicher anspreche“, denn „Alles, was die deutsche Sprache, auch die alte, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, stand ihm zu Gebote“;[7]) „gerade, offen und ohne Aengstlichkeit sagt seine Muse Alles, wie sie es empfand; er war selbst Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchsten Sinne des Wortes gewesen.“

G.A. Bürger-Archiv

Mit dem Bedauern, daß leider nur Bruchstücke vorhanden seien, schließt die Rezension ab.

Gerade dasjenige Moment, auf das es B. am meisten ankam, die archaisierende Färbung der Sprache und ihre Ausgestaltung durch „naive, kräftige, zutrauliche Wörter und Wendungen“ ist als der Vorzug, der B. zum Dolmetsch Homers befähigte, hervorgehoben.

Die Parallele zwischen dem „Volksdichter Homer“ und dem „Volksdichter Bürger“ knüpft weniger an die Uebersetzung an, als an die Rolle, die Homer als „Volksdichter“ in der Theorie B.-s spielt. B. selbst vergleicht sich gerne mit seinem Vorbilde. Wzb. III 161: „In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu sein wünsche, ist Homer wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten.“ (Vorrede zur 2. Ausg. der Ged. 1789.)

Wzb. III. 20: „Man hat mich hier und da unsern Volksdichter, ja wohl gar den größten Volksdichter genannt.“ Das bedeute, meint B., eine Gleichstellung mit Homer, Ossian und Shakespeare. („Von der Popularität der Poesie“ 1784.)

Homer ist ein Volksdichter schon wegen der „spiegelhellen Durchsichtigkeit“, d. h. der Verständlichkeit. „Die Muse der Romanze“ ist dieselbe, welche auch „die Ilias und Odyssee gesungen hat.“ (Wzb. III. 11. Aus „Daniel Wunderlichs Buch“ 1777) — kurz, Homer tritt immer in gleicher Verkleidung in B.-s Doktrin auf.

Die Voßrezension Schl.-s v. J. 1796 erhebt dagegen noch keinerlei Einspruch, ja sie scheint eher zuzustimmen. Die Bürgerrezension v. J. 1800 (Böck. VIII 76 f.) geht darüber hinweg: „Die Frage, inwiefern Homers Rhapsodien ursprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen gesungen wurden, würde uns hier zu weit führen.“ Um so deutlicher wird Schl. in den Berliner Vorlesungen 1802/03 (Min III. 118. 37 f.), wo er (ebenso wie Min. III. 160 29 f.) scharf scheidet zwischen Natur und Volkspoesie. Naturdichter sei Homer nicht gewesen. Seine Werke bilden vielmehr „die erste Stufe eigentlicher Kunstpoesie“, ebensowenig Volksdichter im

G.A. Bürger-Archiv

Sinne eines Dichters für die niederen Stände bei schon vorhandener höherer Kultur, wohl aber Volksdichter im Sinne eines Dichters, der der ganzen Nation angehörte, „für Menschen aus allen Ständen verständlich", als solcher sogar der größte Volksdichter. B. ist hier mit keinem Wort erwähnt und doch ist er unverkennbar der Ausgangspunkt dieser Betrachtung. Naturpoesie — Volksdichtung — (auch Balladen werden als niedere Volksdichtungen erwähnt) — diese Gedankenfolge, in Verbindung gebracht mit Homer, weist deutlich genug auf ihn hin. Das 1800 noch offen gelassene Problem, ob Homers Rhapsodien ursprünglich volkstümlich waren oder bloß „für die Edlen und Großen gesungen wurden", wird anders formuliert: War Homer ein Naturdichter? Nein; denn seine äußere und innere Form setzt schon Kunst voraus. War er ein Volksdichter? Gewiß, jedoch im Sinne eines Dichters für die gesamte Nation. (Nur einmal wird Homer wegen seiner realistischen Darstellung volkstümlich genannt. Vergl. Böck. VIII 198: „Da Homer der populärste aller Dichter war, weil seine Dichtung vom Leben ausging, und darauf zurückführte.")

So rückt das B.-sche Problem: Homer ein Volksdichter — in den Bannkreis romantischen Denkens und wird einem weiteren Kreise nahegelegt. Schon die Rezension des Voßischen Homer verdient in dieser Beziehung Beachtung. Rudolf Haym (Romantische Schule S. 172) nennt sie „die ausführlichste und gründlichste" aus der langen Reihe der Rezensionen, die Schl. bis zum J. 1800 verfaßt habe. Mehrere Monate habe er auf ihre Ausarbeitung verwendet; das Aufsehen, welches sie machte, sei berechtigt gewesen.

* * *

Der germanistische Zug in B.-s Wesen kam, wie gezeigt wurde, schon in seiner ersten Homerübersetzung zum Ausdruck. Das Studium der Literatur von Otfried bis Opitz hatte er empfohlen als Muster eines kräftigen, deutschen Stils. An anderer Stelle kommt sein Wohlgefallen an den klingenden althochdeutschen Endungen zum Ausdruck (Hübnerus redivivus Wzb. III 66 Abs. 3):

G.A. Bürger-Archiv

„Herr Adelung meint zwar Wunder, was unsere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen, daß dieses e so manches a, i, o, u der alten Lingua Franziska verdrängt hat, daß wir z. B. statt Githanko Gedanke, statt Frankono Franken, u. s. w. sagen. Allein — das sey dem Apoll geklagt! Der große König wußte gar wohl, was er mit seinem lebena, für leben, sagen wollte, worüber man gleichwohl gespottet hat."

Die Stelle spiegelt sich wieder in Schl.-s Vorlesungen (Min. I. 311 f.): „Vor Alters hat die deutsche Sprache sonore Vokale in den Ableitungs- und Biegungssylben gehabt, aber sie im Fortgang verloren (Ottfried. Friedrich II. Vorschlag)". Man vergleiche ferner eine Stelle in Schl.-s Vorlesungen (Min. III. 42 Z. 22 f.):

„Der erste in Deutschland einheimische Dichter, von dem wir wissen, ist Ottfried. — Das Studium dieses Buchs, welches aber garnicht leicht ist, muß nicht bloß dem Sprachforscher, sondern auch dem Dichter lehrreich seyn, der auf neue Bildung seiner Sprache aus ihren Quellen ausgeht. — Sehr deutlich sieht man hier so viele lateinische Wörter auf ihrem Uebergang ins Deutsche, am merkwürdigsten aber, ja am beneidenswerthesten sind die tönenden Endungen auf offene Vokale, a, o, i, u, die wir jetzt den südlichen Sprachen überlassen müssen."

Die Empfehlung Otfrieds als Studium für Dichter, das Lob der klingenden Endungen, der Vergleich mit südlichen Sprachen, dies alles weist mit zwingender Deutlichkeit auf B.-s Aeußerungen hin.

An dem Klopstockkultus und der Bardenbegeisterung des „Hains" hatte B. keinen Teil. Aber die Versuche, welche in diesem Kreise aufkamen, die Dichtungen der Minnesinger nachzubilden, wurden freudig von ihm aufgenommen.

Freilich hat Schl. recht, wenn er sagt, (Böck. VIII. 116), die von Minne redenden Lieder B.-s hätten mit den alten Minnesingern nichts gemein, würden aber ein heiteres, von Bürgern selbst entworfenes Bild des Minnesingers darbieten.

Indes ist es doch Ernst Elster gelungen, nachzuweisen, daß Walter von der Vogelweide unverkennbare

G.A. Bürger-Archiv

Spuren in B.-s Dichtungen hinterlassen hat. (Euphorion 2. 776—781).

Gewisse Aehnlichkeiten sind schon G. Bonet Maury aufgefallen in: G. A. Burgher et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Paris 1899. Seine Belege werden freilich von Elster als unzureichend verworfen, welcher dafür selbst zwischen „Si wundervoll gemachet wîp" und „Das Mädel, das ich meine" (Sauer Nr. 33) überzeugende Aehnlichkeiten nachweist. B.-s altdeutsche Kenntnisse stammen aus Bodmers „Proben der alten schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts" und aus der „Sammlung von Minnesängern" v. J. 1758. Schilters Thesaurus wird von Elster nicht erwähnt.

Elster citiert folgendes Zeugnis: (Millers „Gedichte" Ulm 1783 Register S. 471)

„Man erlaube mir von diesen und den folgenden Minneliedern ein paar Worte! Bürger, Hahn, Hölty, Voß und ich fingen an, um die damalige Zeit (d. h. 1772) die Minnesinger ziemlich heftig zu lesen und zu studieren", wobei Bürger an erster Stelle genannt wird.

B. nannte sich gerne den neuen „Volker" (Bernays S. 57) Brief v. 30. Juli 92: „dein großer Meister Volker" — Str. IV. 122: „Gott grüße Dich edler Volker"! — Schl. an B.) Ein Gedicht v. J. 1784 ist betitelt: „Volkers Schwanenlied" (Sauer Nr. 46a). In diesem ist zweimal der Name „Volker" für den Dichter gewählt. Im übrigen weist gerade dieses Gedicht auch als Nachbildung eines altfranzösischen „Lai de mort" auf höfisch-mittelalterliche Dichtung hin (Dieser lai de mort erschien im Gött. M. A. 1785 S. 193 mit der Anm.: „V. Bibliotèque universelle des Romans. Avril 1776. Histoire du Chevalier Tristan. Sauer S. 106.)

Die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte" (Sauer Nr. 44) trägt den Untertitel: „Aus Volkers geheimem Liebesarchiv."

Es ist mehr als eine belanglose Spielerei, wenn B. sich gerade in der Verkleidung dieses Namens gefällt. Die biedere, getreue und streitbare Gestalt des Spielmanns aus dem Niebelungenlied mußte ganz nach seinem Herzen sein. Er sah nicht mit Unrecht in ihr etwas Wesensverwandtes.

Mit dem Nibelungenlied war B. durch Bodmers Ausgabe bekannt geworden, und Bodmer war für Schl. wie für B. eine sympathische Erscheinung, besonders als Wiedererwecker altdeutscher Dichtung. Schl. III Vorl. 26 Z. 15.

„— ohne soviel Aufhebens von Patriotismus aber mit ächt deutscher Schlichtheit hat sich dieser ehrwürdige Mann das unsterbliche Verdienst gemacht, die Lieder der Minnesänger durch den Druck vor dem Untergange zu sichern, und das ganz in Vergessenheit gerathene Lied der Niebelungen wieder zu entdecken."

Aehnlich spricht B. (Wzb. IV. 59) von „der kindlichen Ehrfurcht vor den übrigen großen Verdiensten des verewigten Greises." Auch mit der Literatur von Luther bis Opitz war B. gut vertraut. Das Gedicht „Der Vogel Urselbst, seine Rezensenten und der Genius" nennt er „eine Fabel in Burkard Waldis' Manier" in Anspielung auf die äsopische Fabelsammlung, welche B. Waldis i. J. 1548 herausgegeben hatte.

Georg Rollenhagens „Froschmeyseler. Der Frösch und Meuse wunderbare Hoffhaltunge." (1595) hat B. zu modernisieren unternommen. (Wzb. II 85.) Das Unternehmen blieb Fragment. Nur ein Abschnitt 1, betitelt: „Inhalt des ganzen Werks" und 2: „Von Bröseldiebs, des Mäusekönigs Sohns Kundschaft mit dem Froschkönig," ist erhalten.

Daß B. die Homerübersetzer auf Opitz als Muster hinweist, wurde schon erwähnt. In der Rezension des „Hohen Liedes" (Min. Ztschr. f. österr. Gymn. 1894 Heft 7 598 ff.) weist Schl. auf eine Opitzische Redefigur B.-s hin, und empfiehlt sie zur Nachahmung — ganz in B.-s Sinn: „Herzog großer Geister" „ist ein Opitzischer echt deutscher Ausdruck, der wohl verdiente, wieder erneuert zu werden." (Sauer S. 126 Anm.) Vergleiche dazu Sauer S. 196 V. 120: „Wohl in der Prinzessin ihr Sommerlosier". Dazu schrieb B. an Boie 15. April 1776: „Losier brauchen Opitz und andere ältere Dichter."

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Wie bekannt B.-s germanistische Neigungen seinen Freunden waren, dafür spricht ein Gedicht seines Freundes Meyer im Gött. Mus. Alm. v. J. 1789 (S. 23—24 Düsel S. 219 Anm. 1): „An Bürger bey Uebersendung einiger Flemmingischer Gedichte."

„O seltner Sänger, der auf fremde Lieder höret
Und das Verdienst vom Rost der Jahre gern befreyt,
Sey meinem Fleming hold und sorge, daß die Zeit,
Die deiner sich erhebt, den Längstentschlafenen ehret."[8])

B.-s historische Interessen für das nationale Schrifttum waren demnach sehr rege. Der Umstand aber, daß er nicht bei dem gelehrten Wissen stehen blieb, sondern seine germanistischen Kenntnisse für die zeitgenössische Literatur fruchtbar machen wollte, rückt ihn in unmittelbare Nähe der Romantik.

* * *

Die Frühromantik tat sich besonders viel darauf zu gute, die Volksbücher wieder zu neuem Leben erweckt zu haben. In den Berliner Vorlesungen 1802/03 (Min. II 18 Z. 31) eröffnet Schl. in sehr wirkungsvoller Weise den Ausblick in das neue Gebiet.

„Ich will ein noch kühneres, aber durch das bisherige genugsam vorbereitetes Wort sagen: Die höheren gebildeten Stände unserer Nation haben keine Literatur, das Volk aber, der gemeine Mann hat eine. Diese besteht aus den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift: „gedruckt in diesem Jahr", das naive Zutrauen kund geben, daß sie nie veralten werden, und sie veralten auch wirklich nicht." Es mag merkwürdig erscheinen, daß Schl., der gerade hier ganz in B.-s Ton zu sprechen scheint, nicht noch einen Schritt weiter geht und B. selbst als den Herausgeber eines Volksbuches nennt. Denn der „Münchhausen" ist ein echtes Volksbuch. Wie „Till Eulenspiegel" enthält er eine Sammlung von Schwänken, die alle denselben Helden haben, der zur sprichwörtlichen, volkstümlichen Figur geworden ist.

Wenn B. irgendwo sein Ziel breitester populärer Wirkung erreicht hat, dann war es im „Münchhausen",

G.A. Bürger-Archiv

der übrigens keineswegs eine Uebersetzung, sondern eine sehr freie Bearbeitung des Originals darstellt, wie E. Griesebach in der Einleitung zu seiner Neuausgabe (Stuttgart. Union Bd. 292 Collektion Spemann) dartut.

Das englische Original ist von Rudolf Erich Raspe 1785 in London veröffentlicht worden als „Baron Münchhausens Erzählungen seiner wunderbaren Reisen und Kriegsabenteuer in Rußland". Raspe hatte dazu die alten und neuen Jägerlateingeschichten und Lügenerzählungen gesammelt, die in Hannover auf den Freiherrn Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen (1720—97) übertragen worden waren. Schon im folgenden Jahr (1786) hat B. seine Bearbeitung herausgegeben. (Uebrigens führen von diesem Raspe noch andere Fäden über B. zur Romantik. Er war der erste Deutsche, welcher auf Percy's Sammlung in einer kurzen Besprechung hinwies, 1765, noch im Jahre des Erscheinens).

Sei es, daß B. selbst zu wenig Aufhebens von diesem Werke machte, sei es, daß Schl. es wegen der mangelnden Alterspatina nicht zu den Volksbüchern zählen wollte oder daß er fürchtete, der Ruhm, die Volksbücher entdeckt zu haben, könnte seinem literarischen Kreise streitig gemacht werden, genug, er würdigte diese Arbeit keines Urteils, obwohl sie ihm nicht unbekannt war. (Berl. Vorl. Min. II 86 f. ist von Nikolai die Rede, der „schreibt in einem fort dagegen, so wie Münchhausen noch drey Tage nach der Schlacht sich den Arm mußte halten lassen —").

Auf jeden Fall ist „Münchhausen" in der Folge zu einem Volksbuch geworden, das heute noch weiter verbreitet ist als „Fortunat" und die „schöne Magelone" und ein sicherer Instinkt hat B. als den Herausgeber auf Wege geleitet, die später von der Romantik systematisch ausgebaut wurden.

Die tiefsten und nachhaltigsten Einflüsse, welche die ausländische Literatur auf B. ausübte, gingen von Percy's Sammlung altenglischer Balladen aus. Wie diese Anregungen in B.-s Schaffen sich zu fruchtbarem Leben gestalteten, und wie sie in Schl.-s Schriften sich wiederspiegeln, wird sehr ausführlich dargestellt in Heinrich

G.A. Bürger-Archiv

Lohre's Arbeit: Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Palaestra. XXII Berlin 1902.

In erster Linie gewann Percy für B. Bedeutung als anregendes und befruchtendes Element in der Balladendichtung. Schl. selbst hat nachgewiesen, daß „nicht weniger als fünf, und darunter zwei von Bürgers beliebtesten Balladen, die „Entführung" und der „Bruder Graurock" nach englischen Stücken gearbeitet und fast nur frei übersetzt" seien. (Böck. VIII 84 „Bürger" 1800).

Daß den B.-schen Balladen die Zurückhaltung und Sparsamkeit Percy's fehle, stellt Lohre fest im Anschluß an Schl., der diesen Umstand Ballade für Ballade nachweist. Doch habe B. an Kraft und Bewegung durch Percy's Studium gewonnen und sei durch ihn von der gefährlichen Bahn der Bänkelsängerballade abgelenkt worden. (Lohre S. 6.)

Als Sammler offenbare sich B., Percy's Vorbild folgend, in einem Brief an Boie (19. August 1775): „Ich gehe jetzt in allem Ernst darauf aus, die alten deutschen Volkslieder zusammenzubringen —" Die Fundstellen für eine solche Sammlung werden angedeutet (Wzb. III 10): „— unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben" (von Lohre nicht erwähnt: „Unter unsern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen" u. s. w. — In ähnlicher Weise spricht Schl. von den lebendigen Quellen des Volksliedes der antiken Welt (Min. II. 243): „Diese Gesänge der Landleute, Handwerker, Schiffer u. s. w., der Mädchen, Mütter, Ammen und Kinder —"). Nicht zur Nachahmung, sondern als „Fundgrube" solle nach B. eine solche Sammlung dienen. Ebenso wie die Lektüre der altdeutschen Dichtung wird sie von B. den Dichtern zur Beachtung empfohlen. Diese Ratschläge sollen erst später, in der Zeit der Romantik sich zu allgemeinerer Geltung durchringen, ja dem „magisch rostigen Colorit" (Wzb. III 10 f.) das B. am Volkslied so liebte, sollte es vorbehalten sein, noch einmal zur herrschenden literarischen Mode zu werden. So entsteht in B. der Wunsch (Wzb. III 12): „Ich hemme meine Herzensergießungen mit dem Wunsche, daß doch

G.A. Bürger-Archiv

endlich ein deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln —möge."

Lohre übersieht, daß dieser Wunsch sich auch bei Schl. wiederfindet (Min. III. 167 22 f.): „Es fehlt uns noch an einer Sammlung dieser Art, wie die Percysche, welche sich auf einheimischen Volksgesang beschränkte —". Aehnlich (Min. III. 161 S. 36 f.): „Für die Literatur der Volkspoesie wäre noch viel zu thun übrig —".

An dritter Stelle gibt Lohre zu bedenken, daß die Beschäftigung mit Percy in B. und durch dessen Vermittlung in Schl. den Sinn philologischer Kritik, besonders für das Wesen des Volksliedes, geschärft habe. B. sei der erste gewesen, welcher auf das „Zersingen" der Volkslieder aufmerksam gemacht und die Forderung aufgestellt habe, man solle den „heterogenen Anflug wegnehmen und die alte verdunkelte oder gar verlorne Leseart wiederherstellen." (Lohre 12 Wzb. III. 10.)

Auf dem von B. vorgezeigten Wege sei Schl. ein gutes Stück vorwärts gekommen. Seine Vermutung, die Eingangsstrophe vom „Child of Elle" sei Percyscher Zusatz, sei von der neueren Forschung bestätigt worden. Er habe zuerst darauf hingewiesen, daß die meisten erhaltenen Volkslieder nicht über das 15. Jh. hinauf reichen, daß Percy auf einer Reihe von Vorgängern fuße (Lohre 119. Min. III 160), daß Volksdichtung und Minnedichtung völlig verschiedene Dinge seien. (Lohre 118 Böck. VIII. 64.)

Wichtiger für die Folgezeit sei, daß Schl. den Ton angegeben habe für das spätere romantische Denken über das Volkslied: Die ursprünglichsten Volksgesänge hat das Volk gewissermaßen selbst gedichtet; wo der Dichter als Person hervortritt, da ist schon die Grenze der künstlichen Poesie.

So wird von Lohre die Rolle Schl.-s in der deutschen Volksliedforschung erläutert, aus seinem Verhältnis zu B. heraus entwickelt und als wichtige Zwischenstufe auf dem Wege von Percy zum Wunderhorn (und somit zur Romantik) aufgezeigt.

* * *

G.A. Bürger-Archiv

Lohres Untersuchungen befassen sich mit B.-s und Schl.-s Stellung zum Volkslied, zur Ballade im engeren Sinn soll im folgenden Stellung genommen werden.

Romanze, Vokstümlichkeit, Bürger, — diese Ideenassoziation taucht in Schl.-s Schriften immer wieder auf, wenn auch in wechselnder Beleuchtung und Reihenfolge. Besonders die archaisierende Tendenz B.-s in ihrer Verbindung mit dem Volksmäßigen wirkte befruchtend auf die Romantik und wird von Schl. häufig anerkennend hervorgehoben, vor allem in den Berliner Vorlesungen. Das ist umso bedeutsamer, als jene Vorlesungen weniger als objektive Belehrung, mehr als literarische Agitation für die Ideen der Frühromantik zu werten sind. (Min. I. 314 1):

„Bürger stimmte den ächten Ton der Romanze an, und wußte, theils altes, theils volksmäßiges dazu meisterhaft zu benutzen." Im Unterschied zu Wieland wird B. hier im Zusammenhang sprachlicher Entwicklung anerkennend erwähnt. Schl. hat, ganz wie B. gelegentlich Homers, vorher erklärt, daß veraltete und volksmäßige Ausdrücke, letztere mit Einschränkung, zur Pflege poetischer Ausdrucksweise verwendet werden sollen. Im Gegensatz zu Goethes Ansicht, nach dessen Meinung das ganze obere Deutschland Wieland seinen Stil verdanke, wird Wielands sprachlicher Einfluß hier scharf verurteilt und B.-s Einwirkung dagegen ausgespielt.

Am stärksten wird B.-s Bedeutung hervorgehoben (Min. II 93 S. 9 f.): Nachdem Schlegel behauptet hat, daß er das, was „die Deutschen in der letzten Periode verehrt haben, für durchaus null halte", daß aus den Schöpfungen Wielands, Ramlers, Kleists, Geßners, sich unmöglich etwas Neues, Lebensfähiges entwickeln könne, werden zwei Männer als „Stifter" der neueren Literatur genannt: Klopstock, jedoch nur in dem „grammatischen Theile der Poesie" und Bürger. (Das Prädikat „Stifter" wird sonst von Schl. nur auf die drei großen italienischen Vorbilder der Romantik angewandt (Min. III. 187 Z. 8): „die drey Häupter und Stifter aller moderner Kunstpoesie Dante, Petrarca und Boccaccio." (Min. III 238. 1: „die

G.A. Bürger-Archiv

drey Stifter der romantischen Kunst" sind dieselben gemeint.)

(Min. II 93 Z. 9 f): „So Bürger, (d. h. so ist auch B. ein Stifter) der ein Beyspiel abgiebt, wie wohltätig oft eine einzige poetische Anschauung aus einem fremden Zeitalter wirken kann: denn nur durch seine Bekanntschaft mit den altenglischen Balladen erhob er sich dazu, Töne ächter Volkspoesie anzugeben —".

Als derjenige, der hauptsächlich die Poesie wieder hergestellt, „das romantische Element wieder aufgefunden", wird freilich gleich darauf Goethe genannt.

Die Rolle, die hier B. zugeteilt wird, erscheint fast übertrieben, da gerade der Mann, von dem Bürger und Goethe auf das Volkslied hingewiesen wurden, hier nicht genannt wird — Herder. Am 18. Juni 1773 schreibt B. an Boie: „— Der (Ton), den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt — — — O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte".

Herders Einwirkung auf Goethes Balladendichtung charakterisiert Eugen Wolff („Der junge Goethe" S. 576 f.): „Die Einfalt und elementare Gewalt des Volksliedes hatte er (Herder) durch Beispiele illustriert, die in Goethes Seele Wurzeln schlugen" und er weist die Motivverwandtschaft des „Königs von Thule" mit Tönen der volksliedhaften, englischen Balladendichtung nach (ebenso stilistische und metrische Anklänge).

Es will zu dem herben Gesamturteil der Bürgerrezension v. J. 1800 schlecht passen, daß B. von Schl. in den Vorlesungen als einer der Auserwählten, als ein „Stifter" mitten zwischen den erlauchten Namen Klopstock und Goethe figuriert. Umso bezeichnender ist es, daß Schl.-s Versuch, die Anfänge der Romantik historisch zu begründen, B.-s Rolle als Balladendichter und Volksdichter ins hellste Licht setzte. Indes wird B. als Neuerer schon in der Kritik v. J. 1800 unumwunden anerkannt (Böck. VIII 65): „Er hielt sich nicht mit Unrecht für

G.A. Bürger-Archiv

einen von den Befreiern der Natur vom Zwange willkürlicher Regeln und war als der Erfinder oder Wiederbeleber ächter Volkspoesie ohne Widerrede anerkannt." Besonders gegenüber ähnlichen Versuchen der Engländer Shenstone, Collins u. s. w.) wird B.-s Verdienst hervorgehoben. a. a. O. 83: „Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieser Versuche — erscheint Bürgers Verdienst um die Wiederherstellung der ächteren Romanze unermeßlich groß."

Aus dem Vorhergehenden erhellt B.-s Bedeutung als Balladendichter für die romantische Theorie. Im folgenden soll versucht werden, die Schl.-sche Auffassung von der Balladendichtung in ihrer Beziehung zu B. entwicklungsgeschichtlich darzustellen.

In dem „Herzensausguß über Volkspoesie" (Wzb. III. 10) spricht B. von der „— Ballade und Romanze, oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart — denn beides ist eins! und alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein —".

Man sieht, B. sträubte sich einerseits gegen die Unterscheidung zwischen dem Liedhaft-Sangbaren und dem rein Erzählenden, Epischen, andrerseits gegen die Scheidung zwischen der kunstmäßigen und der volksmäßigen lyrischen Erzählung.

Er will nur die letztere gelten lassen.

Schl. ist über diese Begriffsvermengung niemals recht hinaus gekommen. In einer Rezension, die in den Gött. Gel. Anz., also noch zu Schl.-s Frühzeit veröffentlicht wurde, schreibt er (Böck. X 24): „Doch darüber ist man wohl einverstanden, daß die Romanze eine lyrische Erzählung im Volkston sein soll —" dementsprechend heißt es weiter S. 26: „Noch weit mehr fehlt ihnen der populäre Ton" (den zu rezensierenden Gedichten). In der Bürgerkritik v. J. 1800 kommt er, von der Ethymologie des Wortes ausgehend (Romanze heißt soviel als Lingua Volgare) auf den romantischen Charakter dieser Gattung. (Böck. XIII. 80):

„Romanze, als Dichtart, ist eine romantische Darstellung in volksmäßiger Weise." In diesem Sinn ist Ballade und Romanze dasselbe, doch wird zwischen

G.A. Bürger-Archiv

beiden a. a. O. ein feiner Unterschied gemacht 81 Z. 2 v. u.: „Es ist bemerkenswerth, daß in diesen südlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Gespenstern oder anderen Schreckbildern der Phantasie anzutreffen ist, da in den nordischen Balladen, besonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geisterwelt — ins Leben herüberwehen." Auch Goethe war diese Unterscheidung nicht fremd. Eugen Wolff weist in seinem Werke „Der junge Goethe" S. 579 f. darauf hin, wie in Goethes Auffassung der Gattungsname sich stufenweise wandelte, wie die Bezeichnung „Romanze" für das Gedicht „Pygmalion" in dem Buch „Annette" noch in dem parodistischen Sinn der Gleim'schen Romanze galt, während sie später unter Herders Einfluß für das „tragisch-rührende lyrisch-epische" Gedicht überhaupt verwendet wurde, bis in der Gedichtsammlung v. J. 1800 der Name „Ballade" gleichwertig hinzutritt, welcher die Bezeichnung „Romanze" in der Ausgabe v. J. 1815 verdrängt, woraus hervorgeht, daß Goethe „Ballade" in der Folge für „Lieder englischen Geistes" als angemessenere Benennung erachtete.

Schl. trifft noch eine andere Unterscheidung (a. a. O. 83): „Die spanische Romanze wurde nachher zu einer sehr mannigfaltigen und kunstreichen Dichtart ausgebildet. Die englischen Balladen hingegen blieben für das Volk bestimmt, aber sie sanken mehr."

In dem dritten Teil der Berl. Vorl. 1803/04, der „Geschichte der Romantischen Literatur", in Schl.-s Sinne dem wichtigsten Abschnitt der Vorlesungen, ist ein Kapitel allein den „Romanzen und andren Volksliedern" gewidmet (Min. III 160). Der Titel zeigt, daß Schl. die Romanzen immer noch als Volkslieder und nur als solche betrachtet. In derselben Weise, wie gelegentlich Homers, scheidet er scharf zwischen Kunstpoesie, Naturpoesie und Volkspoesie. Die Romanze gehöre zur letzteren, da sie für die unteren Stände gedichtet sei. S. 161: „Natürlich war es aber, daß die Poesie, als sie sich mehr und mehr gegen das Ende des sogenannten Mittelalters aus den höheren Ständen verlor, unter dem Volke einen Zufluchtsort fand, daher ist dies die eigentliche Epoche der Ro-

G.A. Bürger-Archiv

manzen, sie sind gleichsam Nachklang und letzter Widerhall des älteren Naturgesanges, der sich besonders in ritterlichen Dichtungen ergoß. —"

Der Gedanke, daß mit der Flucht der Dichtung in die breiten Schichten des Volkes ein Verfall der inneren und äußeren Form, eine künstlerische Entartung verbunden sein mochte, daß es sich auch um getrübte und mißverstandene Abbilder höfischer Kunst handeln könne, aus denen sich erst durch die Tradition neue poetische Werte bildeten, wird nicht angedeutet. Schl. vernimmt nur den „letzten Widerhall des älteren Naturgesanges". Er kennt nur eine „volkstümliche " Romanze oder Ballade. War diese Ansicht, historisch genommen, gewiß zu verstehen, so war sie in einem allgemeineren Sinne nicht zutreffend. Denn die Balladen Goethes, Schillers, zum Teil B.-s selbst, hätten ihm durch die scharfe Abgrenzung der Motive, durch den planmäßigen Aufbau, durch die achtsame Durchführung der metrischen Form, zeigen können, daß neben der Volksballade eine Kunstballade möglich sei, oder daß diese aus jener sich entwickeln könne, ja, daß es sehr vollkommene Balladen geben könne, die ohne einen höheren Grad von Bildung garnicht zu verstehen seien, die also ganz unvolksmäßig seien.

Wenn es Schl. garnicht in den Sinn gekommen ist, der Volksballade die Kunstballade gegenüberzustellen, so ist dies dadurch zu erklären, daß er trotz seiner feinsinnigen, äußerst selbständigen kritischen Fähigkeit, in diesem Punkte so in B.-sche Gedanken verstrickt blieb, daß er eben in der Balladendichtung nur das „Volksmäßige", den Nachhall der Naturpoesie wahrnahm, daß die dichterische Möglichkeit der Kunstballade für ihn schlechterdings nicht bestand.

Diese Auffassung liegt seiner Kritik der B.-schen Balladen zu Grunde. Gewiß, B. wird mit Recht getadelt, wo er derb und manieriert wirkt, aber außerdem wird er überall da angegriffen, wo er sich von der Einfachheit und Volksmäßigkeit, wie Percy sie bietet, entfernt, wo er von der Objektivität und Schlichtheit der Volksballade zu der Subjektivität und Planmäßigkeit der Kunstballade übergeht (Böck. VIII. S. 91):

G.A. Bürger-Archiv

„Einfachheit kann man ihr nicht zuschreiben (der Balladendichtung B.-s)". Der Einfalt des Volksgesanges sei nichts mehr zuwider, als statt des stillen Zutrauens, die Sache werde an sich schon wirken, sie durch ein lautes, davon gemachtes Aufheben aufzudringen.

(Böck. VIII 82): „Dem sorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der absichtsvolle Meister zurückkehrt: mit den unscheinbarsten Mitteln das größte auszurichten."

Hier läßt sich die Unterscheidung zwischen „naiv" und „volkstümlich", welche Schl. nirgends deutlich formuliert, durchfühlen. Die Wirkung des „sorglos dichtenden Triebes", d. h. der naiven Dichtung, wird nur wieder erreicht durch den „absichtsvollen Meister," d. h. durch den volksmäßigen Dichter, welcher die naive Weise genau nachzubilden versteht.

Theoretisch stimmen B. und Schl. überein: Von beiden wird die naive Dichtung als Urbild anerkannt, die volksmäßige Darstellung als Mittel, sich jenem Urbilde zu nähern.

In seiner Produktion ist B. indes unbewußt auf den noch unbeschrittenen Weg der Kunstballade gelangt, und dahin mochte Schl. ihm nicht folgen.[9])

So hat auch Schiller seine Kunstballaden nach Schl.-s Meinung „gegen den Willen der Minerva" gedichtet (Anm. 1828. „Bürger" 1800 Böck. VIII. 72). Ja, da Schiller überhaupt nicht auf Volksmäßigkeit ausging, müssen sie noch übler geraten sein als die Bürgers. a. a. O.:

„Es hat aber hiebei (bei der Verurteilung B.-s durch Schiller) eine Nemesis gewaltet, und Bürgern ist, zwar erst nach seinem Tode, die vollständigste Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwischen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. s. w. angestellt werden kann." Demnach würde diese Vergleichung durchaus zu Schillers Ungunsten ausfallen.

Ganz abgesehen von Schl.-s persönlichem Verhältnis zu Schiller legt die Stelle Zeugnis dafür ab, wie weit sich

G.A. Bürger-Archiv

Schl. in seiner einseitig-historischen Auffassung hinreißen ließ, wie sehr er in diesem Punkte noch i. J. 1828 Bürger überbürgerte.

* * *

Wie B.-s vorwiegend klangliches Empfinden in das Gebiet des Wunderbaren verweise und mit der Romantik in losem Zusammenhang stehe, wurde schon angedeutet. Gundolf urteilt (Shakespeare und der deutsche Geist S. 272): Bürgers Spuk habe menschliche Gebilde zur Voraussetzung — sei lokal bedingt wie der volkstümliche Spukglaube selbst, und lasse von den „mythischen Schauern der unsichtbaren Gesamtkräfte der Natur" der Herder-Goetheschen Auffassung des Wunderbaren nichts verspüren. Er wirke durch „lokalisierte Angstgefühle" nicht durch „symbolisierte Weltschauer". Wenn man Goethes Erlkönig mit der Lenore oder dem wilden Jäger vergleicht, so findet man Gundolfs feine Differizierung voll bestätigt. Schl. scheint das, was Gundolf „symbolisierte Weltschauer" nennt, vorgeschwebt zu haben, wenn er von den „Schauern der Geisterwelt" spricht, die „kalt und leise und umso erschütternder ins Leben herüberwehn." (Böck. VIII. 82.) Auf jeden Fall hat die Romantik das Wunderbare mehr in jenem Goethe-Herderischen Sinn zur Wirkung gebracht als in B.-s Weise (so in den Märchenwäldern Tiecks, in der symbolisierten Wunderwelt eines Novalis u. s. w.) Trotzdem findet Schl. seine Ansprüche an die Behandlung des Wunderbaren bei B. vollauf befriedigt (Böck. VIII 101). Nachdem das „Unheimliche der Ahndung" als vorbereitende Stimmung für das Auftreten der „Schreckphantome bei B. anerkannt, folgt das Urteil: „In der Lenore ist nichts zuviel: Die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und luftig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende." — Der Gegensatz zwischen dem „frischen Leben" der Vorgänge und der „Ohnmacht der Schattenwelt" lasse den endlichen Sieg der letzteren umso erschütternder erscheinen.

Noch mehr sagt Schl.-s Empfinden der „wilde Jäger" zu. Gut und Böse treten als allegorische Figuren auf,

G.A. Bürger-Archiv

die des Grafen Tun durch Einflüsterungen zu bestimmen suchen. Man denkt an religiöse, bildhafte Vorstellungen des Mittelalters, wie sie in Albrecht Dürers Bild: „Ritter, Tod und Teufel" zur Darstellung kommen. Das spezifisch Romantische dieses Eindrucks, das in dem Allegorischen, Katholisch-Mittelalterlichen liegt, spricht Schl. besonders an. S. 103: „Die Erfindung, den guten und bösen Engel in Gestalt zwei begleitender Reiter erscheinen zu lassen, ist ganz der geschilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß." Auch der Gegensatz zwischen dem „wilden Jagdgetöse" und der „feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes" wird von demselben Gesichtspunkte aus hervorgehoben.

In einem einzigen Falle zeigt Schl.-s eigne Produktion Einwirkung B.-s auf die Behandlung des Wunderbaren, im „Fortunat" (Bd. I. 229) 1800, in welchem, sichtlich nach dem Vorbild der Lenore, ein im Mondschein zu seinem Liebchen reitender Ritter, als er am Grab seiner verlassenen Geliebten vorüberkommt, von deren Geist in die Gruft hinabgezogen wird. Die Aehnlichkeit ist schon Tieck aufgefallen, wie aus Carolinens Brief an Schl. vom 10. Juli 1801 (s. Waitz) hervorgeht: „Den schlanken Fortunat kann man doch dahin eigentlich nicht rechnen, er macht ja so grauliche Ansprüche nicht. (Es ist von „Gespensterhistorien" die Rede.) Was er (Tieck) Bürger darin nennt, ist wohl, was wir hier die alte nordische Idee von Untreue genannt haben." Man kann Caroline hier nicht recht geben; was Tieck hier „Bürger nennt", das ist das Gespenstermotiv nach Lenores Muster. (S. S. 40.)

Besonders in der Verteidigung des Wunderbaren gegen die Aufklärung, am meisten gegen Nikolai, tritt Schl. die Erbschaft B.-s an.

Auf „Bürgers Herzensausguß über Volkspoesie" 1776 hatte Nikolai geantwortet mit dem „Feynen kleynen Almanach Berlin 1777" („Feyner kleyner Almanach voll schönerr echterr ljblicherr Volklyder — gesungen von Gabriel Wunderlich (B.) Veyl. Benkelsengerrn zu Dessaw, herausgegeben von Danyel Seuberlich, Schusterrn tze Ritzmück ann der Elbe") (Wzb. III 13.)

G.A. Bürger-Archiv

Schon der Titel zeigt Nikolais Bemühen, die volkstümlichen und archaisierenden Bestrebungen B.-s in Ausdruck und Schreibung zu persiflieren. B. nimmt in dem 1777 erschienenen Aufsatz: „Zur Beherzigung an die Philosophunkulus" den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und schreibt mit Beziehung auf die Vorrede Nikolais zu seinem Almanach:

„Mein freundlich geliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich (die fingierten Namen bezeichnen treffend die aufeinander stoßenden Anschauungen) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meint, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenstergeschichten dem leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dies eine natürliche Folge davon sein, so wunderts mich sehr, daß in Berlin das Heidentum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist." Der Kampf wird im Lager der Romantik fortgesetzt. In Berlin, der Hochburg der Aufklärung, tritt Schl. als Herold auf (Vorl. II. 86 S. 17 f.):

„Mehrere meiner Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherley Art, in Gedichten und Prosa, im Ernst und im Scherz verkündigt, —" des weiteren ist von „ehrenfesten Männern" und „Nachtwächtern" die Rede, die diese Zeit nicht begreifen könnten; schließlich mit deutlicher Anspielung auf Nikolai: „Ein bejahrter Mann besonders, der das Unglück hat, wenn er seine Sprachwerkzeuge einmal in Bewegung gesetzt hat, aus bloßer Kraftlosigkeit sie nicht wieder zum Stillstand zu bringen, ist dadurch ganz aus der Fassung gebracht worden und schreibt immerfort dagegen — —". Verwahrt sich B. gegen Nikolais Vorwurf, die dichterische Behandlung des Wunderbaren könne den Aberglauben fördern, so geht Schl. noch weiter und verteidigt eben diesen Aberglauben gegen die Aufklärung. (Min. II 73 Z. 1.) Jeder Furcht sei eine Zuversicht entgegengesetzt gewesen, gegen Gespenster habe es Gebete und Sprüche, gegen böse Geister die Engel als Beistand gegeben. „Von der Furcht überhaupt aber (dem Grauen vor dem Unbekannten) den Menschen zu befreyen, wie

G.A. Bürger-Archiv

er denn auch die Gegenstände derselben nennen mag, dies wird der Aufklärung niemals gelingen —".

In demselben Sinn ruft B. am Schluß seiner Ansprache an die Philosophunkulus (Wzb. III 15): „Gottlob: des Menschen Herz ist stärker als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wenn ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt —".

Aus dieser Anschauung heraus wenden sich beide mit gleicher Erbitterung gegen die Versuche, übersinnliche Vorgänge um jeden Preis aus physischen Ursachen herzuleiten. B. äußert sich über die unheimliche Wirkung, welche das Gespenst Bankos oder Hamlets auf ihn ausübe (Wzb. III 13): „Um des Himmels willen! wie geht das zu? Ihr, die ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgiert habt, werdet bei mir das Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermuthlich zuschreiben."

Ebenso unwillig wendet sich Schl. (Min. II. 72 Z. 22) gegen die physiologische Erklärung der Träume und schließt mit verächtlicher Ironie: „und so kommt alles aus dem Magen her" (Die Verwendung des Traumes und seiner Deutung rühmt er an B.-s Gedicht: „Des armen Suschens Traum", wo der „natürliche volksmäßige Glaube an sinnbildliche Deutung der Träume rührend benützt sei." Diese Anerkennung des Wunderbar-traumhaften und zugleich Natürlichen, Volksmäßigen, war ganz in B.-s Sinn. Auf eine solche Bewertung war er ausgegangen.)

* * *

Für die bisher untersuchten literarischen Werte, die in B.-s Produktion besondere Pflege fanden, für die Hinneigung zur völkischen Vergangenheit in Sprache und Schrifttum, für die Volkslieder und Romanzen, für das Wunderbare war in den breiten Schichten des Volkes der Boden durch Ueberlieferung und Neigung vorbereitet. Gegen die Aufklärung, die durchschnittlich in den höheren Ständen heimisch war, mußten diese Werte erst verfochten und durchgesetzt werden.

G.A. Bürger-Archiv

Der Kampf wurde von B. aufgenommen. Er spielte dabei die Rolle eines literarischen Volkstribunen, welche in seinem Wesen insofern begründet war, als sein politisches und soziales Empfinden demokratisch orientiert war. So feinsinnig Schl. seinen Meister zu interpretieren verstand, diese Grundnote entging ihm. Entwicklung und Neigung hatten ihn auf eine aristokratische Bahn geleitet, B. auf eine demokratische (eine Unterscheidung, welche für das gesamte Verhältnis des Sturms und Drangs zur Romantik von Bedeutung ist).

Heinrich Heine erfaßte dieses Mißverhältnis mit feinem Spürsinn und kam in der „Romantischen Schule" ausführlich darauf zu sprechen (Elster V. 373 f.). Für ihn ist B. „ein Titane[10]), welchen eine Aristokratie von hannöverischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten."

— — — „Wie konnte der vornehme, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, sich lieber aus der Welt heraushungern solle." [11])

Den deutlichsten Ausdruck findet B.-s demokratische Gesinnung in seiner Freimaurerrede „Ermunterung zur Freiheit", welche 1790 unter dem frischen Eindruck der französischen Revolution gehalten wurde. (Wzb. III. 202 f.) In dem Kampf der deutschen Fürsten gegen die neue Republik stellt er sich mit Entschiedenheit auf die Seite der letzteren: „Für wen, du gutes deutsches Volk, Behängt man dich mit Waffen? — Für Fürsten- und für Adelsbrut Und fürs Geschmeiß der Pfaffen." (Sauer Nr. 230.) Dieselbe wilde Demagogik offenbart sich in dem „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier" (Sauer Nr. 202) in dem Vierzeiler „Unmut", in dem „Fragment" (Sauer Nr. 228) in dem Epigramm vom J. 1793 (Sauer Nr. 229).

Die Ereignisse von 1789 haben seinem Empfinden zu stürmischem Ausbruch verholfen, jedoch läßt er schon früher an Deutlichkeit nichts zu wünschen in den Gedichten: „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen 1775" (Sauer Nr. 23), der in dem dumpfen Zornesschrei: „Du raubst! Du nicht von Gott, Tyrann!" endet,

G.A. Bürger-Archiv

„Der Edelmann und der Bauer" (Sauer Nr. 122) und „Mannstrotz" v. J. 1787 (Sauer Nr 134), auf welches Heine anspielt.

Wohl ist die gesamte Dichtung des Sturms und Drangs auch im sozialen Sinn von einer revolutionären Grundstimmung getragen, aber mit B.-s Wesen ist diese so innig verwachsen, daß sie nicht als zeitliche Einwirkung, sondern als persönliche Note gewertet werden muß, welche durch Herkunft, Entwicklung und Schicksal ihre Prägung erhielt.

Obwohl Schl. gerade zur Zeit der französischen Revolution, als B.-s soziales Empfinden am leidenschaftlichsten aufsprudelte, mit ihm im regsten Verkehr stand, so färbte doch dieser Zug trotz seiner Jugend nicht auf ihn ab. Sein schon damals kühles, ausgeglichenes Temperament, seine Herkunft, der vornehme Verkehr, den er in Göttingen suchte und fand, dazu sein ausgeprägter Sinn für das Schickliche, dies alles machte ihn für B.-s demagogische Ideen unzugänglich. Sie blieben ihm fern und fremd. Wenn B. den Ruf nach absoluter Volkstümlichkeit, fast kann man sagen, nach der literarischen Diktatur des dritten Standes, erschallen ließ, so war dies für Schl. eine rein schriftstellerische Angelegenheit, deren menschliche und soziale Motive er übersah.

* * *

Wenn B.-s Theorie von der „Volkstümlichkeit" in ihrem Verhältnis zu Schl. erst an dieser Stelle zusammenfassend besprochen wird, so geschieht dies deshalb, weil sie nicht Ausgangspunkt, sondern Mittelpunkt der B.-schen Produktion ist. Sie stellt sich dar als das Ergebnis seiner Neigungen zum Altdeutschen, zum Wunderbaren, zum Volksliedhaften, ein Ergebnis, welches durch die eigenartige Spiegelung, die diese Begriffe in B.-s demokratischem Charakter erfahren, ihre besondere Färbung erhält.

(Der „Herzensausguß über Volkspoesie", die erste Kundgebung der spezifisch B.-schen Literaturauffassung, stammt aus d. J. 1776, die Pflege des Wunderbaren (Le-

G.A. Bürger-Archiv

nore 1774), des Altdeutschen (Gedanken über eine deutsche Uebersetzung des Homer 1771), des Volksliedhaften (Lenore), dies alles setzt schon viel früher ein).

„Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen?" Mit dieser Frage beginnt der Herzensausguß" (Wzb. III. 7) und dann wird das Unheil beklagt, daß „bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann." (8) Dagegen helfe nur eins, „das so oft beschriene und citierte, aber so selten gelesene Buch der Natur zu empfehlen" (8 Z. 1 v. u.) Dieses Studium falle mit dem der Volksseele zusammen: „Man lerne das Volk im ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie" (9. Z. 1).

Hier haben wir die Identifikation von Natur und Volkstümlichkeit, gegen die Schl. später sich wenden sollte. Der Ton der Natur im Volke sei am „ersten und leichtesten" zu finden in „unseren alten Volksliedern."

Aus diesen soll sich die lyrische, auch die epische Literatur für die Gesamtheit des Volkes entwickeln. Der Aufsatz, der von Percy ausgeht, kommt am Schluß auf ihn zurück mit dem Wunsch, es möge „doch endlich ein deutscher Percy aufstehen." (12)

In der Abhandlung „Von der Popularität der Poesie" v. J. 1784 (Wzb. III. 15 f.) geht B. nicht mehr vom Volksliede aus. Er versucht diesmal, seiner Anschauung eine breitere Grundlage zu geben: Poesie sei wörtlicher und besser wiederzugeben mit „Bildnerei" (nicht mit „Dichtkunst"), und weil sie nachbilde, was die Natur vorbilde, noch besser mit „Nachbildnerei".

Doch nicht jedes Urbild der Natur gefällt, auch nicht jedes Nachbild, (das lebendige „Darstellung" sein muß, nicht „Nachahmung").

„Hier tritt der Geschmack der Menschen auf und behauptet sein Recht. Natur und Geschmack sind die Gesetzgeber in der Poesie. Die Natur ist Monarchin; — — Der Geschmack ist eine tausendstimmige moralische Person. Die meisten Stimmen entscheiden." (16)

Hier liegt der Angelpunkt der B.-schen Anschauung. Studium, Erfahrung und kritische Begabung, die natürlich

G.A. Bürger-Archiv

nur wenigen eignen, haben nichts zu sagen. Das wäre eine geistige Aristokratie. Eine solche wird nicht anerkannt. Das Urteil der Stimmenmehrheit entscheidet. B.-s demokratische Staatsauffassung hat ihre literarische Formulierung erhalten.

Wer also vor dieser vox populi bestehen kann, (S. 19: „Unter Volk verstehe ich nicht Pöpel") ist ein populärer Dichter, ein Dichter, wie er sein soll. Homer und Shakespeare, deren allgemeine Geltung sich B. als durch den Beifall der Mehrheit verbürgt erklärt, seien solche gewesen.

Der Satz, mit welchem der Aufsatz abschließt, wird fast wörtlich wiederholt in der Vorrede zur 1. Ausg. der Ged.: (Wzb. III. 151):

„Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit." Zugleich drückt B. seine Freude darüber aus, daß einige seiner Lieder „im Volke — worunter ich mit nichten den Pöpel verstehe — gang und gäbe geworden sind."

Dieselbe Genugtuung kommt 1789 in der Vorrede zur 2. Ausg. d. Ged. zum Ausdruck. (Wzb. III. 159 Z. 2 v. u.) Dies habe er seinem Bestreben nach Klarheit, Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen zu verdanken, nicht (S. 160) „meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande, daß ich ein paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe."

Der Satz „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit" (S. 166) wird emphatisch wiederholt. Doch will er jetzt „unser ganzes g e b i l d e t e s Volk — Volk! nicht Pöpel (160)" verstanden wissen. Das Beiwort „gebildet" schleicht sich so nebenher ein, verrät aber doch eine erhebliche Unsicherheit. Wäre B. noch zu einer Definition von „gebildet" übergegangen, was wäre von seiner ursprünglichen Auffassung wohl noch übrig geblieben?

S. 158 spricht er den Wunsch aus, daß „die Edlen sich seiner ein wenig freuen dürften"; die „Edlen" be-

G.A. Bürger-Archiv

deuten doch immer eine Auslese, keine Mehrheit. Auch hier ein Widerspruch! Dabei verwahrt er sich von Anfang an, man möchte sagen beinahe ängstlich, gegen die Auffassung, er dichte für den Pöbel: „Volk, nicht Pöbel!"

Zusammenfassend läßt sich sagen: Von Percy und dem Volkslied ausgehend hat B. 1776 in dem „Herzensausguß über Volkspoesie" für die episch-lyrische Poesie Volkstümlichkeit gefordert. 1784 wurde die Forderung als eine allgemein gültige, auf dem Recht der Mehrheit fußende zu begründen versucht. 1789 zeigt sich eine gewisse Unsicherheit. B. bleibt in der Auffassung des Begriffs „Volk" nicht konsequent. Um volkstümlich zu sein, muß die Darstellung verständlich, einfach und natürlich sein.

* * *

Wie stellt sich nun Schl. zu diesen Ansichten? Auch in seiner Anschauung unterliegt der Begriff „Popularität" gewissen Wandlungen. Seine Rezensionen über B.-s Gedichte (1789) und über das „Hohe Lied" (beide hsg. v. J. Minor. Ztschr. für österr. Gymn. 1894. Heft 7) gehen darüber hinweg. Schl. zeigt sich wohl als begeisterter Bannerträger seines Meisters, aber dessen Grundforderung wird nicht erwähnt. Als Formbeherrscher, als planvoller Künstler wird B. gerühmt, nicht als Volksdichter. Entweder schwieg Schl., weil er diesen Zug als etwas ihm Wesensfremdes nicht zu loben wußte, oder weil er seine Bedeutung noch nicht in vollem Umfang erkannt hatte.

Um so nachdrücklicher geht er in der Bürgerrezension v. J. 1800 darauf ein. Ja, es ergibt sich hier das umgekehrte Verhältnis: Als Kunstdichter tritt B. zurück, als Volks- und Balladendichter steht er in hellster Vordergrundbeleuchtung da. Das „Hohe Lied", das Schl. 1790 noch 24 Buchseiten lang interpretiert und panegyrisch verherrlicht hatte, wird als „kaltes Prachtstück" (Böck. VIII 132) abgefertigt und in eine Linie gestellt mit der „Nachtfeier der Venus", die allerdings sehr eingehend besprochen wird. Auch sie als Muster, aber nicht, wie man es machen soll, sondern wie man es nicht machen

G.A. Bürger-Archiv

soll. Sie ist ein Beispiel für B.-s selbstquälerische „Correktheit" und „Silbenstecherei". (129) (Vgl. Wzb. III. 82—131 „Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus".) Diese Begriffe werden als „schulmäßig" und unpoetisch („Korrekt — korrigieren". Beispiel die „Nachtfeier") verworfen. (S. 121 f.) Durch sie hänge B. noch mit dem Regelwesen der alten Richtung zusammen. In seinen Balladen aber erkennt Schl. den neuen, der Romantik verwandten Geist.

1789 tat Schl. die „Lenore" mit dem nicht begründeten, unglaublichen Urteil ab, der „wilde Jäger" und „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" „lasse sie gewiß an Kunst und Stärke der Darstellung weit hinter sich" (Min. a. a. O. S. 587.) 1800 urteilt er: „Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute." (99)

Diesem veränderten Gesichtspunkt gemäß rückt B.-s „Popularität" 1800 in den Mittelpunkt. Unter „Volk" habe B. „einen mittleren Durchschnitt aus allen Ständen verstanden" (75) Einen solchen Durchschnitt gebe es nicht, indem die an wissenschaftlicher und konventioneller Bildung Theil nehmenden und die davon ausgeschlossenen Stände gänzlich getrennt bleiben". (75)

Hat man nun scharf zwischen zwei Schichten zu trennen, so hat die Poesie das Recht, sich an die obere zu wenden, da es ihr gegeben sei, „das Höchste im Menschen auszusprechen."

Das Ziel, sich beiden zugleich verständlich zu machen, sei wohl erreichbar, aber nicht das einzig mögliche. Wie recht Schl. hatte mit der Behauptung, B. habe sich mit dieser Forderung selbst nicht recht verstanden (75), geht aus der oben festgestellten Unsicherheit B.-s hervor. Um den unteren Ständen verständlich zu werden, sei keine Herablassung nötig, denn die Natur teile Phantasie und Empfänglichkeit ohne Rücksicht auf Geburt aus. (75) B.-s Forderung nach Verständlichkeit sei zu billigen, doch sei sie gerade im Hinblick auf Volkstümlichkeit nicht immer angebracht, da z. B. die Bibel und die alten katholischen Kirchenlieder gerade wegen

G.A. Bürger-Archiv

gewisser Dunkelheiten populär seien." — wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren sein" (78)

Gegen die „Einfachheit" hat Schl. nichts einzuwenden, indes spricht er diese Eigenschaft B. ab, dessen Manier im Gegenteil die materiellsten Reize verschwendet habe, was der Einfalt des Volksgesanges ganz entgegen sei (91—92)

Um natürlich zu wirken, hat B. sich nur zu häufig zu einer vulgären Ausdrucksweise hinreißen lassen. Dagegen wendet sich Schl., wenn er von einer „Popularität" spricht, die nicht durch bloße Enthaltung von allem Nichtvolksmäßigen, negativ, sondern durch Annahme gemeiner Sprechweise erreicht werden sollte, also positiv.

Denselben Vorwurf erhebt Schl. Min. I. 282.

* * *

Unter allen Charakteristiken Schl.-s ist der Bürgeraufsatz eine der umfangreichsten und, wenn nicht die künstlerischste, so doch gewiß die gründlichste. Die eingehende, fast liebevolle Vertiefung in das Thema ist nicht nur einer persönlichen Anteilnahme Schl.-s zu verdanken. Es wurde gezeigt, was B. für Schl. bedeutete, welche Fülle von Anregungen in der Lyrik, in der Uebersetzung, im Sonett, in der Auffassung des Wunderbaren, des Altdeutschen, des Volkstümlichen von dem Aelteren auf den Jüngeren einströmte, wie diese Elemente, zum Teil unverändert, in ihm fortwirkten, zum Teil auch wieder ausgeschieden wurden.

Die zweite Hälfte der neunziger Jahre bedeutete für Schl. eine Zeit der Sichtung und Klärung: Von Bürger herkommend gerät er unter Friedrichs Führung in den Bannkreis Schillers und der klassischen Ideen — auch dies nur ein Durchgang, eine Phase seiner Entwicklung.

Im regen Verkehr mit seinem Bruder, im Kontakt mit Caroline entwickeln sich ganz neue Anschauungsformen in ihm, die zuerst in den Athenäumsfragmenten

G.A. Bürger-Archiv

aphoristisch und paradox aufleuchten und 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken" auf einzelne Erscheinungen der Literatur angewandt werden. Unter diesen stellt der Bürgeraufsatz, im Zusammenhang mit Schl.-s Werdegang betrachtet, mittelbar einen Rückblick des Frühromantikers auf seine Entwicklung, eine Abrechnung mit seinen Lehrjahren dar.

Die Einwirkung Friedrichs und Carolinens auf diesen Aufsatz und somit auf Schl.-s kritische Stellung zu B. sei im folgenden gewürdigt.

Vom J. 91 ab zeigt Friedrich das Bestreben, Schl. von B. abzuziehen. Leicht wird ihm diese Aufgabe nicht; denn in seinem Aufsatz über Metrik zeigt sich Schl. noch als treuer Schildknappe seines Meisters.

Besonders gegen Schiller sekundiert er ihm (an B. Str. II. 124): „Ueber Schillers Replik, die ich noch in Deutschland gelesen, hab ich mich nicht wenig geärgert. Sie ist in einem dummen Ton geschrieben —" Es sei unter B.-s Würde darauf zu antworten. (11. Juni 91.)

In dem Schreiben vom 2. Juli 91 (Str. IV. 126) berichtet er von einem Gedicht „An einen Aesthetiker", das er in polemischer Absicht gegen Schiller verfaßt habe. Das Gedicht, das bei Böcking (I. 8) unter dem Titel „An einen Kunstrichter" abgedruckt ist, muß schon Mitte Juni existiert haben, da Friedrich in einem Brief vom 21. Juni 1791 das Gedicht (hier noch zustimmend) mit Namen erwähnt. Schl. spielt die Individualität des Dichters, seine N a t u r, gegen die von Schiller geforderte Idealität aus. „Vollendung" — heißt es Zeile 9 — „zieme den Göttern nur", Zeile 10: „Natur ist Eins und Alles" der wahre Dichter brauche kein Gesetz (S. 9).

Nachdem Friedrich schon am 26. August 91 (Walzel S. 12.) geäußert hat, Schl. hätte besser getan, seinen Aufsatz über Dante in Schillers „Thalia" zu veröffentlichen, als in B.-s „Akademie" geht er am 10. Nov. 93 zu scharfen Angriffen auf B. über[12]). (138 f.)

„— das bekannte Schillersche Urteil scheint mir unaussprechlich wahr, was Bürgers Plattheit und Selbstsucht betrifft. Ich gestehe dir, ich begreife nicht, was du Schönes oder Großes in seinem Werke findest —" und

G.A. Bürger-Archiv

nun folgen jene wegwerfenden Bemerkungen über die Kunst gut zu reimen, die Schl.-s besprochenen Aufsatz über Metrik zur Folge hatten. Friedrich mochte wohl einsehen, daß er auf dem formalen Gebiet der Poesie seinem Bruder nicht ebenbürtig war und hielt sich von nun an in seiner Polemik an den Gehalt der B.-schen Dichtung. Sein Brief vom 24. Nov. 93 (Walzel S. 150) ist ein wahrer Feldzug gegen B. Er wendet sich gegen B.-s Naturalismus, erkennt zwar seine lebendige Darstellung an, auch seine Grazie, in welcher er sich jedoch mit Goethes „Amor ein Landschaftsmaler" nicht vergleichen könne. Wohl habe er in der Romanze ein „Originalhöchstes" erreicht; dies mache ihn aber noch nicht zum großen Dichter und gebe ihm nicht das Recht, sich dem Richterstuhl der Muse zu entziehn.

Zum Thema: „Volkstümlichkeit" stellt er die Frage (Walzel S. 151): „Aber sagt mir doch, ihr Naturherren, wie ist es nur möglich, daß Dante dem Volke verständlich sey? —" Dazu vgl. Schl. („Bürger" 1800 VIII. 78): „Dante und Petrarca — sind auf jede Weise — so unpopulär wie möglich —".

Der als volkstümlich ausgeschrieene Shakespeare sei als „grober Leib" in seinen Dichtungen wohl „sehr sichtbar", während sein Geist „so wunderbar und zart" sei, daß er selbst prädestinierten Kennern zu entschlüpfen scheine.

Dazu vgl. Schl. (a. a. O. S. 76): „Shakespeare und Cervantes scheinen es nur (populär), indem sie die Menge in ihren meisten Werken durch rasche Bewegung oder heitre Darstellung befriedigen, und sie mit einem oberflächlichen Verständnisse täuschen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen gemeinen Lesern und Zuschauern verborgen bleibt."

B.-s Plattheit äußere sich vor allem in seinen Epigrammen. In diesem Urteil spiegelt sich wohl Carolinens Ansicht wieder, die sich damals unter Friedrichs Schutz in Lucka aufhielt. 16. Okt. 1792 (Waitz I. 272) schreibt sie an Meyer: „— Bürger dünkt sich sehr groß in seinen Epigrammen — aber er muß jedem rechtlichen Menschen sehr klein und pöbelhaft vorkommen, und noch

G.A. Bürger-Archiv

obendrein wizlos. Wie hat der gute Heine alle die Unanständigkeiten die Zensur passieren lassen können."

Friedrichs Briefstelle: „Und ebenso wenig kannst Du wohl angeben, was Edles in seinem Leben ist." erinnert an Schillers rücksichtslose persönliche Angriffe gegen B., die von Schl. nie gebilligt wurden. In dieser Hinsicht stimmte er in den Ton Carolinens ein, deren erste Verstimmung gegen Schiller, der später Grund haben sollte, sie als „Madam Lucifer" zu seinen Gegnern zu rechnen, auf dessen Bürgerkritik zurückgeht: An Meyer. 30. Juli 1791: „Hätt ich noch Plaz, so schrieb ich Ihnen litterarische Dinge — von Schiller, der Bürgern um alle menschliche Ehre recennsirt hat, und Bürgern, der sich nur durch Ironie zu helfen weiß — eine Waffe, die in den Händen der meisten Schriftsteller, weil sie meistens Männer sind, verunglückt, und à plus forte raison in der seinigen."

Dazu Schl. (VIII. 71 a. a.O.): „— die moralischen Angelegenheiten eines noch lebenden Menschen vor das große Publikum zu ziehen, ist in der That grausam" dazu die Anm.: „Schillers Recension war meines Erachtens eine nach den Gesetzen der litterarischen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung." (1800)

Auf Grund der vorgebrachten Argumente fährt Friedrich fort: „Frage Dich selbst, ob Du unparteyisch bist, Du thust Dir selbst unrecht, mit Bürger gemeine Sache zu machen, solltest Du auch nie seinen Ruhm erwerben wollen. Deine Dankbarkeit ehre ich, aber ich weiß garnicht, worauf sie sich eigentlich gründet? — Auf die Gedichte, die Du in der Zeit machtest, legst Du selbst keinen Wert mehr —" (!)

Anschließend (Walzel S. 152) wird der persönliche Einfluß Carolinens, der literarische Dantes gepriesen, denen Schl. „rein gutes — nicht mit so ekelhaften Zusätzen vergiftet — verdanke." Schiller sei „noch zu gut". B.-s Fall sei auch ohne diese Rezension gewiß gewesen. Er habe Genie, sei aber kein Genie (wie Klopstock oder Schiller).

Sodann geht Friedrich zur Kritik einzelner Schöpfungen über (S .154)

G.A. Bürger-Archiv

„— die poetische Sittlichkeit in des Pfarrers Tochter von Taubenhain scheint mir nur äußerlich und zufällig — sie wird, wer nur Nerven hat, mit jämmerlichem Ekel erfüllen."

Schl. (a. a. O. S. 114) behauptet, daß zwar „ein bestraftes Verbrechen zur Warnung aufgestellt werde, daß es aber empörend sei, daß der niederträchtige Verführer und der brutale Vater frei ausgehe," es sei „nur für derbe Nerven". (113)

Ueber das „Lied vom braven Mann" urteilt Friedrich: „Die poetische Sittlichkeit muß Wert und Verdienst des Künstlers seyn", sie dürfe nicht im Stoff liegen.

Dazu Schl. (a. a. O. S. 109 o.): „Eine gute That wird sittliche Vorsätze im Gemüthe rege machen, aber die Phantasie trifft sie an und für sich noch nicht." (Vgl. dazu Carolinens Beobachtung über Goethes „Johanna Sebus", welche an ein ähnliches Gedicht B.-s erinnere (Lied vom br. M.) „Lieber wär' es mir wohl anders" — (an Luise Gotter 7. Aug. 1809 Waitz II. 558) —).

Ueber „die Onomatopoietica" ist Friedrich gegen Schiller ganz Schl.-s Meinung.

In einem späteren Brief (Walzel S. 189) gibt Friedrich Wilhelm den Rat, da B. jetzt tot sei, die Redaktion seines M. A. zu übernehmen.

Schließlich gibt er auch in einem Brief vom 25. Febr. 1899 den ersten Anstoß zum Bürgeraufsatz (Walzel S. 416): „Ueber Bürger bey Gelegenheit der Althoffschen Biographie (L. Chr. Althoffs „Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürgers, nebst einem Beytrag für Charakteristik desselben." Gött. 1798), wo so interessante Aktenstücke sind, ein energisches Wort, es wäre sehr gut für die Notizen. Das ist Deines Amts —"

Urteile Carolinens, die an die Bürgerrezension anklingen, finden sich noch in einem Brief an Schelling 13. Febr. 1801 (hier also später): „Lieber, ich las in diesen Tagen den Tankred wieder im Boccaz, bey Gelegenheit von Bürgers Lenardo und Blandine, das eine so unwürdige Parodie davon ist" eine Ansicht, die von Schl. (a. a. O. S. 105 f) sehr ausführlich begründet wird.

G.A. Bürger-Archiv

Wie gut Caroline schon sehr frühzeitig B.-s Manier, das Original in der Bearbeitung der Wiedergabe zu vergewaltigen, erkannte, eine Manier, mit der sich Schl. so ausführlich auseinander setzte, zeigt ihr Brief an Meyer vom 29. Juli 92 (Waitz I. 295): „Der arme Bürger schreibt mir zuweilen und hat doch wieder so viel Kraft gewonnen, eine Arbeit zu vollenden, die er längst übernommen hatte — die Uebersetzung von Popens Eloise. Er — wolte strenge Critik, die ihm geworden ist — Eloise war ein paarmal Bürger geworden."

Anscheinend trat B. dem Urteil Carolinens nicht so zuversichtlich entgegen, wie dem Schl.-s, welchem er dieselbe „Eloise" mit triumphierendem Stolz nach Amsterdam schickte. Auf jeden Fall hatte Caroline frühzeitiger ein unbefangenes Urteil über B. als Schl.

Leider ist ihre Korrespondenz mit B. nicht erhalten. Auch Erich Schmidt hat den Eindruck, daß sie an dem Bürgeraufsatz Schl.-s „nicht unbeteiligt scheint" (Waitz II. 603 Anm.)[13])

Noch eines persönlichen Moments sei gelegentlich der Schl.-schen Bürgerkritik Erwähnung getan. Der Aufsatz in seiner treffenden Schärfe war nicht dazu angetan, den Ruhm des toten Dichters zu heben. Als Freund und Schüler des verstorbenen hatte Schl. dafür ein Empfinden und fühlte sich zu einer einleitenden Rechtfertigung bewogen. S. 73:

„Er ist jetzt aus dem Reiche sinnlicher Täuschungen entrückt, und wenn sich die Abgeschiedenen noch um unsere Angelegenheiten bekümmern, so liegt ihm unstreitig das Gedeihen der göttlichen Poesie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge seines beschränkten Selbst, wie wohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieser Entäußerung bringen konnte."

In Schl.-s „Poetischen Werken" findet sich ein Sonett: „An Bürgers Schatten" (Böck. I. 375), das fast als öffentliche Abbitte aufgefaßt werden kann. In den ersten vier Zeilen ist B. als der Protektor anerkannt, der über Schl.-s literarische Anfänge seine „Weihe" sprach. Der zweite Vierzeiler preist ihn als Neuschöpfer des „deutschen Volksgesanges". Dann heißt es Zeile 9:

G.A. Bürger-Archiv

„Zürnst du, daß ich zu männlich strenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geists Gepräge mich entschlossen?"
und schließlich endigt Schl. mit der Würdigung:
„Doch tragen wir dein wackres Tun im Herzen."

* * *

Eine Vergleichung der Schillerschen Rezension (Jen. Allg. Lit. Zt. — Ausg. Bibl. Inst. XIII 336 f.) mit Schl.-s Aufsatz v. J. 1800 soll zeigen, inwiefern B.-s Geist sich mit der Romantik berührte dem Schillerisch-klassischen Standpunkt gegenüber:

Der Umstand, daß B. als ein Neuerer auf dem Gebiet der Ballade auftrat (welchen Schl. nicht müde wurde zu rühmen) entgeht Schiller. Knappe 3 Zeilen widmet er dem Balladendichter B. (S. 348):

„Das längst entschiedene einstimmige Urteil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvor thun wird."

Der Schwerpunkt der dichterischen Bedeutung B.-s, den Schl. in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt, liegt für ihn abseits, erfährt gar keine Würdigung. Dementsprechend wird auch der historische Sinn B.-s nicht erfaßt, der sich nicht allein zum Zeitgenössisch-Volksmäßigen, sondern besonders zum Historisch-Volksmäßigen, zur Tradition hingezogen fühlte, gerade jenes Moment, welches als ein romantisches von Schl. so hoch gewertet wurde.

Schl. sagt (Böck. VIII. 79):

„Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt sich demnach in folgende: sind seine Romanzen ächte und unvermischte Romanzen?" Diese Problemstellung konnte für Schiller nicht in Frage kommen. Dem Begriff „Volk" gegenüber verhält er sich freilich ähnlich wie Schl. Wie dieser im kulturellen Sinn einen „mittleren Durchschnitt" nicht anerkennt, so auch er. S. 339:

„Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist." (Infolge kultureller und konventioneller Unterschiede).

Doch gibt Schiller wie Schl. die Möglichkeit zu, beiden Schichten dichterisch gerecht zu werden. Aber die Wege, die er zu diesem Ziele weist, sind von denen Schl.-s ganz verschieden.

S. 340: „Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer" müsse der „Volksdichter" auftreten und den „rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch (der Affekte) noch auf den Lippen des Volks veredeln." S. 341: „Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten."

Man sieht, als Erzieher soll der Volksdichter wirken, „aufgeklärt" soll er sein und „Vernunftwahrheiten" bringen.

Das sind ganz die Ideen des Rationalismus, diametral entgegengesetzt der romantischen Auffassung Schl.-s, daß dem „sorglos dichtenden Triebe des Volkes" gelungen sei, wozu nur der „weise, absichtsvolle Meister" zurückkehre. Von diesem „sorglos dichtenden Trieb" spricht Schiller nicht, nicht vom Volksliede, sondern von dem „rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch der Affekte auf den Lippen des Volkes." Nach seiner Meinung soll der Volksdichter das Volk belehren, nach Schl.-s Meinung, die auf B.-s Theorie und Produktion zurückgeht, soll der Volksdichter, gerade umgekehrt, sich vom Volk belehren lassen.

Demzufolge fällt der „Volksdichter" B., da ihm ja die pädagogische Note fehlt, für Schiller zusammen mit dem Bänkelsänger B., der die „Europa", „Frau Schnips" u. ä. schrieb (342).

Gewiß tadelt er ebenso wie Schl. mit Recht die Manier B.-s, die sich in diesen Produkten am derbsten und abstoßendsten offenbart, jedoch ohne zu erkennen, daß es sich hier nicht um die wesentliche Note der B.-schen Produktion handelte, sondern um einen, freilich üppig wuchernden Seitentrieb.

Schl. erkennt die Wurzel alles Uebels bei der B.-schen Dichtung in dem Zwiespalt zwischen den leitenden Begriffen „Popularität" und „Correktheit", und verwirft den

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

zweiten als einen Schulbegriff, der den ersten in seiner Entwicklung gestört habe. (121 f.) Auch an diesem Problem geht Schiller vorüber.

Für Schl. ist die Lenore — „Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute," (199) für Schiller ist „das hervorragendste Stück in dieser Sammlung" — „das Hohe Lied von der Einzigen" (S. 347), ein Urteil, das auf der Stufe der Schl.-schen Rezension vom Jahre 1790 steht, und welchem Schl.-s Ansicht v. J. 1800, das Lied sei „durch die Ausführung ein kaltes Prachtstück geworden" (S. 132) schroff gegenüber steht.

Gegen diese „Correktheit", gegen die übertriebene Pflege des Formalen erhebt Schiller keinen Einspruch, wohl aber dagegen, daß der Dichter nicht mit freier Seele über dem Stoff stehe (so im „Hohen Liede", in der „Elegie, als Molly sich loßreißen wollte", wo sein Gefühl zu subjektiv zu Tage trete). Denn (S. 349): „Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene." Hier offenbart sich der hellenisch-klassische Gesichtspunkt Schillers in voller Klarheit; der Romantiker Schl. urteilt anders. (Böck. VIII, 131): „Besonders ist die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte", ein wahrer Nothruf der Leidenschaft, wobei das Mitgefühl jeden Tadel erstickt." Auch im „Hohen Liede" blicke „die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage" durch. (132)

Die Schillersche Forderung, die B. in der Folge am meisten zu schaffen machen sollte, war die nach Idealität.

S. 343: „Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welchen er aufhört, seinen Namen zu verdienen".

Das Individuelle und Lokale solle zum Allgemeinen erhoben werden.

„Diese Idealisierkunst vermissen wir zu sehr bei Hn. Bürger."

Auch dieser Vorwurf findet in der romantischen Gedankenwelt Schl.-s kein Echo.

Das Urteil Schillers ist nicht das Ergebnis philologisch-historischer Kritik, wie das Schl.-s. Schl. geht von

G.A. Bürger-Archiv

den Quellen und der literarischen Entwicklung der Produktion aus, Schiller von der sittlichen Persönlichkeit:

„Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es wert sein, vor der Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." (S. 338)

Und nun wird versucht, nachzuweisen, daß B.-s Individualität dies nicht, oder noch nicht wert gewesen sei, wegen mangelnder Bildung und Reife (338 f.), wie sich aus seinen Derbheiten, dem Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu u. s. w., „welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen" dartun lasse (S. 344).

Drei Ursachen bewogen Schl., gegen diese, vom Sachlichen ins Persönliche übergreifende Angriffe Front zu machen. Erstens verwarf er Schillers Methode der spekulativen Kritik und setzte seine eigene, historisch begründete an ihre Stelle, zweitens glaubte er, dem Freunde und Lehrer eine Ehrenrettung schuldig zu sein, und drittens erschien ihm diese Aufgabe umso erwünschter, als er ohnehin i. J. 1800 schon zu einem literarischen und persönlichen Gegner Schillers geworden war.

So äußert er sich (Böck. VIII. 70):

„Spekulativ und im voraus betrachtet erscheint eines Menschen freie, in ihn selbst zurückgehende Tätigkeit als eine Schöpfung aus Nichts; historisch aber, von hinten nach angesehen, wird sie zu einem bedingten Gliede in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen: und wenn sich aus jenem Standpunkte Alles von ihm fordern läßt, so muß man aus diesem schlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden ist."

Der hier ganz allgemein gegebene Standpunkt wird ins Literarische gedeutet (S. 72):

„Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das Geleistete halten, so bekommen wir statt eines unbekannten, unergründlichen und ins Unendliche hin bestimmbaren Subjekts, das auf sich selbst hätte handeln sollen und können, bestimmte Objekte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich seine Vorbilder; die poetischen Gattungen, wie sie sich historisch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar festgesetzt sind; die gewählten Gegenstände — endlich die Sprache

G.A. Bürger-Archiv

und die äußerlichen Formen der Poesie, die Silbenmaße —"

Man sieht, wie nahe Schl.-s historisch orientiertes Empfinden schon der nachmaligen genetischen Literaturbetrachtung kam im Unterschied zu der Kant-Schillerschen Methode, das Subjekt als ein „auf sich selbst handelndes" zu beurteilen, zu „richten".

Und gegen Schiller als „Richter" wendet sich Schl. besonders deutlich (71):

Ob jemand die äußeren und inneren Anregungen zu einer höheren Ausbildung benutzt habe, sei seine Sache — „und die moralischen Angelegenheiten eines noch lebenden Menschen vor das große Publikum zu ziehen, ist in der That grausam, wenn ihm auch in der Sache selbst nicht das mindeste Unrecht geschähe."

Die Rolle, welche dem persönlichen Verhältnis Schl.-s zu Schiller bei seiner Verteidigung B.-s zukam, beleuchtet Schl. selbst in einem Zusatz v. J. 1828 (71 Anm.):

„Damals, als ich den obigen Aufsatz schrieb, hatte ich Ursache, mit Schillers Betragen in seinem persönlichen Verhältnisse zu mir sehr unzufrieden zu sein. Dieß machte mich eben zurückhaltend. (Tatsächlich hatte sich Schl.-s Erbitterung gegen Schiller jedoch inzwischen nicht gelegt, sondern noch gesteigert durch die inzwischen erfolgte Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe, in welchem seine Person nicht zum besten weggekommen war.) Auch hielt ich mich nicht für berechtigt, die Schutzmauer der Anonymität zu durchbrechen, wohinter Schiller, ungeachtet der Aufforderung Bürgers, sich zu nennen, verschanzt geblieben war. Jetzt, nachdem die beiden Gegner seit so vielen Jahren aus dem Leben geschieden sind, steht der Freimüthigkeit kein Bedenken im Wege. Schillers Rezension war meines Erachtens eine nach den Gesetzen der litterarischen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten stehen gebliebene gesunde Derbheiten wie ein Rhadamantus zu Gericht zu sitzen? Der Verfasser der Räuber, in dessen früheren Gedichten und

G.A. Bürger-Archiv

Dramen so manche Züge jedes zarte Gefühl verletzten, mußte wissen, wie leicht genialischer Uebermuth zu wilden Ausschweifungen fortreißt."

Im folgenden wird Schiller als Balladendichter beurteilt. Mit dem Gutachten, daß seine Balladen, wie der Taucher, Fridolin u. s. w. noch tief unter denen B.-s ständen, schließt diese nachträgliche Polemik ab. Sie ist nicht frei von persönlicher Gehässigkeit. Wenn Schl. jedoch meint (S. 72): „Ueberdieß hat Schiller durch diese Beurtheilung nur eine schwache Probe seiner Kennerschaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verstand" — so ist diese Ansicht, was B.-s Balladen betrifft, berechtigt, wie aus den oben angestellten Erwägungen hervorgehen dürfte. Der Wunsch, mit dem Schiller seine Rezension beendet (S. 350): „— dieses biedre Herz — ist es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, — mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen." — dieser Wunsch zeigt noch einmal, daß Schiller an B. mit einem Maßstabe herantrat, der wohl ihm selbst gemäß war, der aber auf B. nicht angewendet werden konnte. Die „sittliche Grazie", die „hohe und stille Größe", die nur in der Einheit einer ruhigen Seele zu Hause sein können, das waren Dinge, die außerhalb des zwiespältigen, unruhigen Wesens B.-s lagen. Ihm die „Krone der Klassizität" vor Augen halten, hieß Wesensfremdes, und somit Unmögliches von ihm fordern.

Die dichterischen Werte, die wirklich in ihm steckten, der Zug zum Altdeutschen, zum Wunderbaren, zum Volksliede, wurden von Schiller nicht erwähnt und nicht erkannt. Um so deutlicher erkannte sie der historische Sinn Schl.-s, des Romantikers, als Keime und Ansätze der romantischen Dichtung. Nicht auf die klassische, sondern auf die romantische Literatur deutete die poetische Produktion Gottfried August Bürgers hin.

G.A. Bürger-Archiv

Anmerkungen.

[1]) Es ist von Bedeutung, daß außer dem großen Theoretiker der Frühromantik auch ihr bedeutendster produktiver Dichter, Ludwig Tieck, Bürgers Verkehr suchte und fand. Sein Biograph, Rudolf Köpke, schreibt in dem Werke: „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen". (Leipzig 1855 Brockhaus) I. 145: „Es war Aussicht (in Göttingen) Bürgers Bekanntschaft zu machen, dessen Balladen Tieck schon als Knabe auswendig gewußt hatte, und die er wegen des einfachen, echt volksthümlichen Tons bewunderte".

S. 149 wird von Bürgers Freundeskreis gesprochen: „Hier hatte auch Tieck Zutritt gewonnen". Im folgenden ist von Bürgers Unliebenswürdigkeit und Formlosigkeit, von seinen „hausbackenen Ansichten" über Poesie die Rede. (Das war im Jahre 1792, als es mit Bürgers körperlicher und geistiger Spannkraft schnell bergab ging.) „Doch liebte ihn Tieck darum nicht weniger. Ihn gewann die Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit, die aus seinem Wesen sprach". (S. 150.) Von einem engeren Verkehr spricht Köpke nicht. Der unglückliche und verbitterte Bürger war damals für neue Freundschaften nicht mehr zu haben.

[2]) In Schl.'s Berliner Vorlesungen (Minor II. 32 ff.) bekommen ganz besonders die Göttinger Professoren ihr Teil ab:

„Die Göttingischen Anzeigen haben den Vorzug, von kostbaren ausländischen Werken, die in das Fach der Erfahrungswissenschaften schlagen, oder von philologischen, historischen, geographischen u. s. w. Berichte zu ertheilen, weil diese Werke für die Göttingische Bibliothek angeschafft werden. Desto schlechter sind sie aber bestellt, wo es Selbstdenken und Urtheilen gilt, in der Philosophie und Poesie, ja sie verhehlen es nicht, daß sie gegen eigne Gedanken und Compositionen eine souveräne Verachtung hegen, und alle Bücher scheinen ihnen nur des Exzerpirens und Citirens wegen vorhanden zu seyn. So ein erz-Göttingischer Professor (die Ausnahmen verstehen sich) lebt nur von der Bibliothek: er ist wie eine Schmarotzerpflanze oder ein Steinpilz an ihr zu betrachten."

Dieses Wiederstreben literarischer Talente gegen den Geist der Göttinger Akademie läßt sich also von Haller über Bürger, Göckingk, Schlegel verfolgen bis zu Heinrich Heine, in dessen „Harzreise" es als unbarmherzige Satire in Erscheinung tritt. Wenn übrigens Heine in seiner „Romantischen Schule" A. W. Schlegel den Vorwurf macht, (E. Elsters Ausg. V. 373 f.), er habe in B.-s Gedichten nur den „rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört" und kein Verständnis dafür gehabt, wie diesen „eine Aristokratie von hannöverischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten", so muß diese Auffassung auf Grund obiger Zeugnisse

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

entschieden abgelehnt werden. Ueberall, wo Schl. von B.-s menschlichen, persönlichen Verhältnissen spricht, bekundet er warme und verständnisvolle Teilnahme, auch in seiner Bürgerrezension (1800), in welcher er sich unzweideutig gegen Schillers absprechendes ethisches Werturteil wendet. (Böck. VIII. 67, 71.)

[3]) Jen. Allg. Lt. Ztg. 1808 (Nr. 128. 131.)

[4]) Sehr treffend stellt Düsel dar, wie die selbstgedichteten Sonette B.-s und Schl.-s den Unterschied zwischen beiden insofern illustrieren, als „die Muse der schönsten Bürgerischen Sonette Molly, die Zuchtmeisterin der besten Schlegelischen Philosophie und Geschichte" gewesen seien. (S. 221.)

[5]) Angesichts der innigen Geistesgemeinschaft, die späterhin zwischen Schl. und Caroline bestehen sollte, und die für Schl.-s Entwicklung Bedeutung gewinnen sollte, ist es interessant, daß auch Caroline viel von B. auswendig wußte, wie aus ihren Briefen hervorgeht — und zwar längst bevor sie Schl. kannte, so: Waitz I. 107 (an Lotte Michaelis Herbst 1784):

„Im Nu verschütt Sie nur nicht gar
Das Kindlein mit dem Bade."

(„An Göckingk" Sauer Nr. 102b)

I. 113 (an Lotte Michaelis 1785.)

„— kan ihn fesseln und gefangen nehmen
leicht wie Aether schlüpft er fort —".

(„Elegie, als Molly sich losreißen wollte" Sauer Nr. 44 S. 99.)

I. 177 (an Meyer 1. März 1789):

„Auf Erden weit und breit
Ist kein Altar vorhanden,
Der eure Liebe weiht".

(Sauer Nr. 44 S. 100 a. a. O.:

„Auf der Erde weit und breit,
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher unsre Liebe weiht."

Die Abweichungen zeigen, daß die Stellen aus dem Gedächtnis citiert wurden.

[6]) Dazu vergleiche man die bezeichnende Stelle der Bürgerrezension v. J. 1800 Böck. VIII. 120:

„Ich unternähme allenfalls, auch in den befremdlichsten Fällen, die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen".

[7]) Vergl. dazu Bürger: „Das lange, beharrliche, und dennoch oft vergebliche Durchwühlen des ganzen Sprachschatzes mußte mir nothwendig eine genauere Kenntniß desselben erwerben, als ich sonst jemals erlangt haben würde." (Wzb. IV. 58 gelegentlich Homers.)

[8]) B. gab daraufhin 2 Sonette Flemings in erneuerter Form heraus. (Düsel 219) Höchstwahrscheinlich gehen auch Schl.-s (2) Huldigungssonette an Fl., in denen er den mutigen Orientfahrer, den gelehrten und religiösen Dichter feiert, sichtlich angezogen von dem romantischen Schimmer, welcher diese Figur umgibt, auf diese Anregungen zurück.

G.A. Bürger-Archiv

[9]) Vergleiche dazu Heinrich Heine. „Die Romantische Schule" (Elster V. 373 f.):

„Z. B. wenn er (Schl.) den Dichter Bürger herabsetzen will, so vergleicht er dessen Balladen mit den altenglischen, die Percy gesammelt, und er zeigt, wie diese viel einfacher, naiver, altertümlicher und folglich poetischer gedichtet seien. — Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht".

[10]) Merkwürdiger Weise berührt sich dieses Urteil mit dem Eugen Dührings, der gewiß kein Freund Heines ist und welcher in seinem Buch: „Die Größen der modernen Literatur" I. Leipzig 1904 — Bürger auf Kosten Goethes und Schillers eine überragende Stellung zuweist. Heine verherrlicht allerdings den Demokraten B., Dühring den echt germanischen „Wirklichkeitsdichter", den Feind der Kompromisse. Da er jedoch B.-s Balladendichtung als „romantisch", in der „hebräisch-christlichen" Tradition wurzelnd, niedrig bewertet, so bleibt, von B.-s gewiß mannhaft deutscher Gesinnung abgesehen, fast nichts, womit sich Dührings übertriebenes Urteil auch von seinem eigenen einseitigen Standpunkt aus begründen ließe.

Das Kapitel, das Dühring B. widmet, bringt vor lauter Polemik gegen die „Halbheit" Goethes, dessen Liebesbeziehungen weit unsittlicher gewesen seien als die Bürgers, gegen den „Theaterliteraten Lessing" gegen die Herausgeber B.-s, besonders Wurzbach, wenig Positives. Die Beziehungen B.-s zur Frühromantik, zu Schl., werden nicht erwähnt.

[11]) Uebrigens begründet Heine seine Schonungslosigkeit gegen Schl. damit, Schl. habe es mit B. ebenso gemacht (Elster V. 367):

„Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen litterarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen, denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach werden". Schon Heine hat also B. als den „literarischen Vater" Schl.-s betrachtet.

[12]) Am 31. Okt. 93 findet er sonderbarer Weise noch, „Bürger achte die Kunst höher wie die Natur" und unterscheide sich darin von Schiller!

[13]) Vgl. Erich Schmidts Anmerkung zu I. 687 über die Beziehungen Bürger — Schlegel — Caroline:

„Am 11. Juni 1791 bittet er (Schl.) Bürger, die „Akademie der schönen Redekünste" mit seinem Dante an Caroline zu schicken. Ihr Aufenthalt in Göttingen 1791 führte zu näherer Vertrautheit, wie auch Therese Heyne Bürger hochhielt (Strodtm. III. 240); die Uebertragung des „Sommernachtstraums" wurde geprüft, Amsterdamer Briefe Schlegels mitgeteilt, (Strodtm. IV. 137) Spaziergänge unternommen. Der Alm. 1792 S. 192 gibt Bürgers „Todtenopfer den Manen Johann David Michaelis dargebracht von seinen Verehrern."

G.A. Bürger-Archiv

Literatur:

G. A. Bürger: Sämtliche Werke, herausgegeben von K. Reinhard (Hamburg 1812. 6 Bde.); in einem Quartband von A. W. Bohtz. (Göttingen 1844.)

G. A. Bürger: Sämtliche Werke, herausgegeben von Wolfgang von Wurzbach. (Leipzig 1902. 4 Bde.)

G. A. Bürger: Gedichte mit Erläuterungen, herausgegeben von Aug. Sauer. Kürschners Nat. Lit. Bd. 78.

Briefe von und an Bürger, hsg. von Ad. Strodtmann (Berlin 1874.)

G. A. Bürgers Lehrbuch der Aesthetik, hsg. von K. v. Reinhard. Berlin. Schüppelsche Buchhandlung. 1825.

A. Fries. Zu Bürgers Stil: Pädagogisches Archiv. 49. (1906.) 594—603.

K. Zaunert. Bürgers Verskunst. B D L. Nr. 13 Marburg. Elwert. 1911. VII. 144 S.

Dazu G. Schaufs Deutsche Lit. Ztg. 33 S. 667—70.

A. Barth. Der Stil von Bürgers Lyrik. Diss. Marburg 1911. 117 S.

Ch. Reining. G. A. Bürger als Bereicherer der deutschen Sprache (Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. 14.)

Chr. Janentzky. G. A. Bürgers akademische Lehrtätigkeit. I. Diss. München 1909.

Chr. Janentzky. G. A. Bürgers Aesthetik. Jahresberichte für deutsche Lit. Gesch. 1908/09.

E. Elster: Bürger und Walther v. d. Vogelweide. Euphorion 2. 776—782.

Briefe von C. G. Lenz an Schlichtegroll, veröfftl. von Kluckhohn in Schnorrs Archiv XII. 83—84.

„Bei Bürger im Colleg." Euphorion. 18. 478—479.

A. W. Schlegel: Sämtliche Werke, hsg. von Ed. Böcking Leipzig 1846. (12 Bde.)

A. W. Schlegel. Oeuvres. Bonn 1846. (3 Bde.)

A. W. Schlegel. Opuscula. Bonn 1848. (1 Bd.)

A. W. Schlegel. Berliner Vorlesungen, hsg. von J. Minor. Deutsche Lit. Denkm. 17—19. (3 Bde.)

G.A. Bürger-Archiv

G.A. Bürger-Archiv

J. Minor. Zwei Rezensionen Bürgerischer Dichtungen von A. W. Schlegel: Ztschr. für österr. Gymn. 45 (1894) 585—612.

A. W. Schlegels handschriftlicher Nachlass, so weit ihn die (Königliche) Oeffentliche Bibliothek zu Dresden aufbewahrt. (Handschriftliches Verzeichnis von O. Fiebiger. — A. Klettes „Verzeichnis der von A. W. Schlegel hinterlassenen Briefsammlung" Bonn 1868 ist veraltet.)

Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hsg. von Oskar Walzel. Berlin 1890.

J. Minor: A. W. Schlegel 1804—1845. Ztschr. für österr. Gymn. 1887.

Erich Wulf: A. W. Schlegel als Lyriker. Diss. Berlin 1915 (69 Seiten.)

Friedrich Düsel: Bürger und (August Wilhelm) Schlegel. Ztschr. für deutsche Sprache 9 (1896) 56—64. 218—225.

Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt hsg. von Erich Schmidt. (Leipzig Insel-Verlag 1913)

R. Köpke. Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. Leipzig 1855. Brockhaus.

Michael Bernays: Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. (Leipzig 1872.) Dazu: Archiv für Lit. Gesch. Bd. 10. S. 236 Bd. 13. S. 229 und Ztschr. für vgl. Lit. Gesch. Bd. 2. S. 441 Schnorrs Archiv für Lit. Gesch. I. 110 f.

Eugen Wolff: Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Oldenburg und Leipzig.

Rudolf Haym: Die Romantische Schule (neu hsg. v. O. Walzel 1914.)

O. F. Walzel: Deutsche Romantik. (Aus Natur und Geisteswelt. Teubner Leipzig 1912.)

H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn. Palästra 22 Berlin 1902.

Eugen Dühring: Die Größen der modernen Literatur. Leipzig 1904.

Heinrich Heines Sämtliche Werke (hsg. von Ernst Elster Bibl. Inst.)

Friedrich Gundolf: Shakespeare und der deutsche Geist (3. Auflage Berlin 1918 Bondi.)

Heinrich Welti: Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884.

G.A. Bürger-Archiv

Lebenslauf.

Am 29. Mai 1887 bin ich als Sohn des bayrischen Forstmeisters Karl Kadner und seiner Ehefrau Rosa geb. von Geuder zu Kirchenthumbach in der Oberpfalz geboren. Ich wurde evangelisch getauft auf den Namen Siegfried Kadner. In Regensburg habe ich im Sommer 1906 das Alte Gymnasium mit dem Reifezeugnis verlassen, sodann zwei Semester in Marburg, zwei Semester in Paris und sechs Semester in Straßburg i. E. studiert, wo ich im Juni 1911 mein Staatsexamen bestand mit der Lehrbefähigung für Oberstufe in den Fächern Deutsch, Französisch und Erdkunde. 1912 erwarb ich die preußische Staatsangehörigkeit und trat in den preußischen Schuldienst ein. In Wandsbek leistete ich am Matthias-Claudius-Gymnasium mein Seminar- und Probejahr ab und gehöre dieser Anstalt zur Zeit als Studien-Assessor an.

Meine akademischen Lehrer waren Wechssler und Elster in Marburg, Henning, Gröber und Sapper in Straßburg. Zu ganz besonderem Dank bin ich Herrn Professor Dr. Eugen Wolff verpflichtet für die gütige Beratung und Förderung meiner Dissertation.

G.A. Bürger-Archiv